

Wissen Macht Geschlecht
Ein ABC der transnationalen Zeitgeschichte

Edition Open Access

Series Editors

Ian T. Baldwin, Gerd Graßhoff, Jürgen Renn, Dagmar Schäfer,
Robert Schlögl, Bernard F. Schutz

Edition Open Access Development Team

Lindy Divarci, Georg Pflanz, Klaus Thoden, Dirk Wintergrün

The Edition Open Access (EOA) platform was founded to bring together publication initiatives seeking to disseminate the results of scholarly work in a format that combines traditional publications with the digital medium. It currently hosts the open-access publications of the “Max Planck Research Library for the History and Development of Knowledge” (MPRL) and “Edition Open Sources” (EOS). EOA is open to host other open access initiatives similar in conception and spirit, in accordance with the *Berlin Declaration on Open Access to Knowledge* in the sciences and humanities, which was launched by the Max Planck Society in 2003.

By combining the advantages of traditional publications and the digital medium, the platform offers a new way of publishing research and of studying historical topics or current issues in relation to primary materials that are otherwise not easily available. The volumes are available both as printed books and as online open access publications. They are directed at scholars and students of various disciplines, as well as a broader public interested in how science shapes our world.

Wissen Macht Geschlecht

Ein ABC der transnationalen Zeitgeschichte

Birgit Kolboske, Axel C. Hüntelmann, Ina Heumann,
Susanne Heim, Regina Fritz und Roman Birke
(Hrsg.)

Proceedings 9

Festschrift für Carola Sachse anlässlich ihres 65. Geburtstags

Eingereicht von Dagmar Schäfer

Das Titelbild zeigt eine Frau im Februar 1925 mit Dauerwellen-Maschine auf dem Kopf unter Verwendung eines Fotos des Bundesarchivs. (Quellennachweis: Bundesarchiv, Bild 102-1929-08896 /Fotograf: Georg Pahl)

ISBN 978-3-945561-12-6

First published 2016 by Edition Open Access,
Max Planck Institute for the History of Science
<http://www.edition-open-access.de>

Printed in Germany by epubli GmbH, Prinzessinnenstraße 20, 10969 Berlin
<http://www.epubli.de>

Published under Creative Commons by-nc-sa 3.0 Germany Licence
<http://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/3.0/de/>

The Deutsche Nationalbibliothek lists this publication in the Deutsche Nationalbibliografie; detailed bibliographic data are available in the Internet at <http://dnb.d-nb.de>.

Max Planck Research Library for the History and Development of Knowledge

The Max Planck Research Library for the History and Development of Knowledge comprises the subseries, Studies, Proceedings and Textbooks. They present original scientific work submitted under the scholarly responsibility of members of the Scientific Board and their academic peers. The initiative is currently supported by research departments of three Max Planck Institutes: the MPI for the History of Science, the Fritz Haber Institute of the MPG and the MPI for Gravitational Physics (Albert Einstein Institute). The publications of the Studies series are dedicated to key subjects in the history and development of knowledge, bringing together perspectives from different fields and combining source-based empirical research with theoretically guided approaches. The Proceedings series presents the results of scientific meetings on current issues and supports further cooperation on these issues by offering an electronic platform with additional resources. Textbooks volumes are being prepared by leading experts in the relevant fields.

Scientific Board

Markus Antonietti, Antonio Becchi, Fabio Bevilacqua, William G. Boltz, Jens Braarvik, Horst Bredekamp, Jed Z. Buchwald, Olivier Darrigol, Thomas Duve, Mike Edmunds, Fynn Ole Engler, Robert K. Englund, Mordechai Feingold, Rivka Feldhay, Gideon Freudenthal, Paolo Galluzzi, Kostas Gavroglu, Mark Geller, Domenico Giulini, Günther Görz, Gerd Graßhoff, James Hough, Manfred Laubichler, Glenn Most, Klaus Müllen, Pier Daniele Napolitani, Alessandro Nova, Hermann Parzinger, Dan Potts, Sabine Schmidtke, Circe Silva da Silva, Ana Simões, Dieter Stein, Richard Stephenson, Mark Stitt, Noel M. Swerdlow, Liba Taub, Martin Vingron, Scott Walter, Norton Wise, Gerhard Wolf, Rüdiger Wolfrum, Gereon Wolters, Zhang Baichun.

Festschrift für Carola Sachse
anlässlich ihres 65. Geburtstags

Inhaltsverzeichnis

ABC – Dank	1
A Aufbau Ost	
<i>Elizabeth Harvey</i>	3
B Biologische Station	
<i>Katja Geiger, Thomas Mayer</i>	9
C China	
<i>Susanne Heim</i>	13
D Diktaturen	
<i>Edgar Wolfrum</i>	19
E Eugenik	
<i>Hans-Walter Schmuhl</i>	23
F Familie	
<i>Karin Hausen</i>	29
G Gleichstellung	
<i>Birgit Kolboske</i>	33
H Hausarbeit	
<i>Irene Stoehr</i>	41
I Institutionen	
<i>Axel C. Hüntelmann</i>	49
J Jubiläum	
<i>Susanne Heim, Ina Heumann, Axel C. Hüntelmann, Birgit Kolboske</i>	57
K Kamerad/Kameradin	
<i>Dagmar Reese</i>	63
L Lise Meitner	
<i>Ruth Lewin Sime</i>	67

M Menschenrechte	
<i>Roman Birke</i>	71
N Neomalthusianismus	
<i>Ian Innerhofer</i>	77
O Objekte	
<i>Ina Heumann</i>	83
P Pugwash	
<i>Alison Kraft</i>	89
Q Quest	
<i>Jürgen Renn</i>	95
R Ravensbrück	
<i>Insa Eschebach</i>	105
S Sexualreform	
<i>Atina Grossmann</i>	111
T Terrorismus	
<i>Irene Bandhauer-Schöffmann</i>	117
U Urwald	
<i>Sonja Walch</i>	123
V Vergessen	
<i>Dirk Rupnow</i>	127
W Wahlverhalten	
<i>Gerhard Botz</i>	131
X X-Chromosom	
<i>Alexander von Schwerin</i>	137
Y Ypern	
<i>Florian Schmaltz</i>	141
Z Zusammenarbeit	
<i>Mitchell G. Ash</i>	153

ABC – Dank

Wissen – Macht – Geschlecht. Zeitgeschichte in transnationalen Bezügen – mit diesem programmatischen Titel hat Carola Sachse ihre Arbeit in Forschung und Lehre am Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien beschrieben. Die zeit-historische Erforschung und praktische Gestaltung des Verhältnisses von Wissen, Macht und Geschlecht beschäftigte Carola Sachse aber auch in ihrer wissenschaftlichen sowie außerwissenschaftlichen Karriere während ihrer Hamburger und Berliner Jahre. Insofern war das Dreigestirn auch ein Leitfaden bei der Zusammenstellung dieser Festschrift, die wir Carola Sachse zu ihrem 65. Geburtstag und ihrem Abschied von der Wiener Universitätsprofessur überreichen.

Dieses Buch ist ein Werk von vielen Händen. Die Autorinnen und Autoren kommen – ebenso wie die Herausgeberinnen und Herausgeber – aus Carola Sachses unterschiedlichen Lebens- und Arbeitszusammenhängen in Hamburg, Berlin und Wien. Wir möchten ihnen allen unseren Dank für ihre phantasievollen und anregenden Beiträge aussprechen.

Diese Festschrift wäre nicht möglich geworden, ohne das unermüdliche Engagement und editorische Know-how von Lindy Divarci. Auch ihr sei herzlich gedankt.

Last, not least danken wir dem Berliner Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte – vor allem Jürgen Renn und Dagmar Schäfer – und der *Edition Open Access* für die großzügige Unterstützung sowie dem Wiener Ludwig Boltzmann-Institut für Historische Sozialwissenschaft und hier insbesondere Gerhard Botz für die Übernahme der Druckkosten.

Die Herausgeberinnen & Herausgeber
Berlin/Wien im Mai 2016

A Aufbau Ost

Elizabeth Harvey

„Richtige Osterküken sind es – weiße – bunte und schwarze und nun muß Frühling werden!“ Die landwirtschaftliche Lehrerin, die zu Ostern 1944 in ihrem Tagebuch über ihre neue Aufzucht von 600 Küken schrieb, war in der Kolonialen Frauenschule Rendsburg ausgebildet worden und dort auch als Lehrerin tätig gewesen. Von dort wurde sie mit einem neuen Auftrag in den „Osten“ bestellt: Ab Mai 1943 arbeitete sie im Kreis Zamość im Generalgouvernement, wo sie in einem polnischen Gutshaus in Sitno eine deutsche Schule für Dorfberaterinnen aufbaute. Die Dorfberaterinnen sollten die vom SS- und Polizeiführer Odilo Globocnik betriebene „Eindeutschungspolitik“ in der Region Zamość im Distrikt Lublin unterstützen. In diesem Experimentierfeld des „Generalplans Ost“ beruhte die „Eindeutschung“ auf der Entfernung und Ermordung der Juden und der Vertreibung der Polen: Aus den entvölkerten Dörfern sollte ein deutsches Siedlungsgebiet entstehen. Die Dorfberaterinnen sollten den neu angekommenen besarabiendeutschen Siedlerfamilien und einheimischen „Deutschstämmigen“ auf ihren neuen Höfen praktische Hilfe leisten und Ratschläge in der Haus- und Landwirtschaft erteilen.

Aus diesen Höfen und Betrieben waren in großen Räumungsaktionen die polnischen Bewohner seit Ende 1942 vertrieben worden. Viele wurden ins Reich als Arbeitskräfte zwangsdeportiert. Kinder unter 14 Jahren, über 60-jährige Personen und Arbeitsunfähige wurden in „Rentendörfer“ verbracht, wo sie ihr Leben fristeten oder zugrunde gingen. Ende 1942 wurden zum Beispiel 2.207 Personen, darunter viele Kinder unter zehn Jahren, in den Kreis Garwolin im Distrikt Warschau deportiert, wo „Rentendörfer“ in ehemals von Juden bewohnten Orten gebildet wurden. Ein weiterer Teil der vertriebenen Polen kam in die Konzentrationslager Majdanek oder Auschwitz. Die gewaltsame Germanisierungskampagne im Distrikt Lublin entfachte den polnischen Widerstand. Im Jahre 1943 mehrten sich die tödlichen Angriffe auf die Siedlerdörfer und daraufhin auch die deutschen Vergeltungsmaßnahmen. Im März 1944 erzwang der deutsche Rückzug im Osten die ersten Schritte zur Räumung des Gebiets um Zamość. In Sitno wurde die Schule für Dorfberaterinnen nicht sofort geräumt, sondern zu einem Stützpunkt für die verbleibenden männlichen Siedler, die Polizei und einquartiertes Militär umfunktioniert. Die Schulleiterin blieb dort, führte die Wirtschaft und arbeitete weiter als Ratgeberin für die Siedler, für die auch die Küken gedacht waren. Ihre

Tagebucheinträge in den darauffolgenden Tagen und Wochen brachten nacheinander Meldungen über die Kriegslage und die drohende Räumung des Gebiets und über die Arbeit im Haus und Garten, an der sie offenbar hing: „H. redet zwar wieder vom Treck, alles Zuchtvieh wird verladen in Zamość und niemand arbeitet halt mehr, aber ich glaube an die Militärverwaltung und das Bleiben, sonst wär ja auch die Kükenaufzucht Unsinn“ (7. April 1944). Im Mai verteilte sie dann 440 Küken an die Siedler. „100 behalte ich selbst und will sie im neuen Auslauf von aller Rachitis halt auskuriert haben. – Aufzuchtkosten betragen pro Küken 1,30 Zl, von 600 Stück sind 55 eingegangen, – also eine ziemlich normale Aufzucht“ (11. Mai 1944).



Landschaft bei Sitno, Kreis Zamość. (© N.: Jahn, Bibliothek für Zeitgeschichte in der Württembergischen Landesbibliothek, Stuttgart)

Was kann man mit dieser Episode anfangen? Die vielseitigen Forschungsbeiträge von Carola Sachse bieten verschiedene Perspektiven, mit deren Hilfe man die „Osterküken von Sitno“ in größere Zusammenhänge platzieren kann. Einen möglichen Zugang zum Thema bilden die Rationalisierung der Frauenarbeit und des Haushalts, hier bezogen auf die Landwirtschaft, und die Verbreitung und der Transfer von Expertise in Bezug auf die ländliche Frauenarbeit. Aus einem anderen Blickwinkel geht es um die Eroberungspolitik des nationalsozialistischen Regimes, die Einbindung weiblicher Expertise in die rassistische Umstrukturie-

rung im besetzten Osteuropa und die gedankliche Konstruktion von Räumen und Orten des „Ostens“ als Projektionsfläche für imaginäre Zukunftsordnungen.

Dass 1943 eine Schule für Dorfberaterinnen überhaupt als notwendige Einrichtung für das „deutsche Siedlungsgebiet“ im Generalgouvernement erschien, geht unter anderem auf die Diskussionen zurück, die seit den 1920er Jahren in deutschen Landfrauenorganisationen um die Arbeitsüberlastung der Frauen in der deutschen Landwirtschaft und das Problem der Landflucht stattfanden. Das Schlagwort von der Rationalisierung als „das Modewort seit Mitte der zwanziger Jahre in Deutschland“ (Carola Sachse) wurde auch hier in Bezug auf die Lebensgestaltung der Landfrau angewendet: Gegen ihre Arbeitsbelastung besonders in kleinen bäuerlichen Wirtschaften sollten arbeitssparende Techniken, bessere Geräte und rationellere Gestaltung der Küche, der Arbeitsräume und Ställe wirken. Insgesamt, hieß es, sollte die Bedeutung der „Innenwirtschaft“ für den Hof und für die Produktivität des Agrarsektors stärker anerkannt werden: Innovationen auf dem Hof sollten nicht nur der „Außenwirtschaft“ des Mannes, sondern auch dem Bereich der weiblichen Produktions- und Reproduktionsarbeit – Haushalt, Garten, Kleintierhaltung – zugutekommen. Und wo neue Agrarsiedlungen entstanden, besonders in der Weltwirtschaftskrise in den östlichen Provinzen des Reichs, sollten „Siedlungsberaterinnen“ die Siedlerfrauen unterstützen.

Nach 1933 führten nationalsozialistische Agrarpolitiker und Expertinnen für Landfrauenfragen die Diskussionen um die Arbeitsbelastung von Frauen in der Landwirtschaft weiter, aber nun vermengt mit dem Bestreben, die Bäuerin auch noch als „Lebensquell des Volkes“ und „Erhalterin des Brauchtums“ ideologisch aufzuwerten. Die Landfrauenorganisationen wurden abgeschafft und eifrige Agrarexpertinnen schufen neue Tätigkeitsbereiche im Reichsnährstand in den Abteilungen IC „Die Frau“ und Abteilung II H „Hauswirtschaft“. Die Botschaft des nationalsozialistischen Regimes an die Landfrauen hob die große Bedeutung der Bäuerin für Land und Volk hervor, aber auch die grenzenlosen Herausforderungen, die sie zu meistern hatte: effiziente Produktion von Milchprodukten und Eiern für die „Erzeugungsschlacht“, Selbstversorgung mit Obst und Gemüse, hygienische Haushaltsführung, sorgfältige Kindererziehung und die Pflege von „Brauchtum“, zum Beispiel die traditionelle Fertigung von Kleidung und Wäsche.

Während in der deutschen Landfrauenpresse ein Zukunftsbild moderner, heller Bauernküchen und Arbeitsräume mit Elektrogeräten vermittelt wurde, verblieben die meisten Landfrauen weiterhin mit der gleichen Ausrüstung, der gleichen langen Arbeitszeit und dem gleichen Mangel an Hilfskräften wie zuvor – eine Situation, die im Krieg trotz des Einsatzes von ausländischen Zwangsarbeitskräften noch akuter wurde. Dafür vermehrten sich Beratungsangebote, Schulungen und Lehrgänge für Landfrauen, neue Ausbildungsgänge

in ländlichen Hauswirtschaftsschulen und populäre Ratgeberwerke wie *Das Tagewerk der Landfrau* von Hildegard Caesar-Weigel: Die dritte Auflage 1939 hatte als vielsagendes Motiv auf dem Schutzumschlag – neben drei Fotos von einer Bauersfrau im Garten, in der Küche und am Hühnerstall – eine Uhr.

Die Vision einer rationelleren und gesünderen Lebensgestaltung für Landfrauen wurde auch über die Grenzen Deutschlands hinaus projiziert – zum Beispiel bis in die deutschen „Sprachinseln“ Südosteuropas, wo deutsche Bauerndörfer zum Untersuchungsobjekt von Gruppen deutscher Studierender in den späten 1930er Jahren wurden. Auch auf dem internationalen Parkett bis 1939 und während des Kriegs im Austausch mit organisierten Landfrauen in NS-okkupierten und mit Deutschland verbündeten Ländern – zum Beispiel Rumänien und Bulgarien – priesen deutsche Agrarexpertinnen die deutschen Leistungen in der Beratung und Ausbildung von Landfrauen.

Über solchen Transfer und Austausch hinaus schufen die Eroberung Polens und die gewaltsame Kolonisation zunächst der „eingegliederten“ westpolnischen Gebiete, ab 1941 auch von Teilen des Generalgouvernements und des Reichskommissariats Ukraine, den entscheidenden Raum, wo landwirtschaftliche Planer und Agrarexperten ihre Ideen vom „neuen Bauerntum“ testen konnten. Das „Menschenmaterial“ für die Errichtung deutscher Siedlungsgebiete im besetzten „Osten“ bestand zum großen Teil aus deutschen Minderheitengruppen aus Ostpolen, den baltischen Ländern und Rumänien, die im Zeitraum von 1939 bis 1941 vom Apparat Himmlers als „Reichskommissar für die Festigung deutschen Volkstums“ ins Reich umgesiedelt wurden. Bei ihrer Ankunft wurden sie von der sogenannten „Einwandererzentralstelle“ je nach „rassischer Qualität“ als Siedler „für den Osten“ selektiert („O-Fälle“) oder, bei negativer Entscheidung, als Arbeitskräfte „für das Altreich“ bestimmt. Die Familien, die als „O-Fälle“ galten, wurden nach kurzem oder langem Aufenthalt in Umsiedlerlagern auf polnischen Höfen nach der Vertreibung ihrer Besitzer angesiedelt.

Der gigantische „Aufbau Ost“ erweiterte auch den Raum für weibliche Expertise und weiblichen „Einsatz“ in Bezug auf ländliches Leben in den „neuen Gebieten“. Bilder und Metapher vermittelten die Assoziierung zwischen „Ost-raum“ und weiblicher Machtentfaltung, Produktivität und Selbsterfüllung. Für Luise Essig, „Amtsreferentin für Bauerntum“ in der Reichsjugendführung, „Jugendwartin“ des Reichsnährstands und Autorin des Buchs „Lebensziel Bäuerin“, schuf die Expansion des Reiches einen Lernort für Landmädels, deren Horizonte durch die „erzieherische Kraft der Fremde“ erweitert werden sollten. Gleichzeitig sah Essig den „Osten“ als eine Quelle endloser Ressourcen für das Reich als Ganzes: So sollte „der große Sieg“ die ersehnte Erleichterung und Technisierung der ländlichen Frauenarbeit herbeiführen. Im von Konrad Meyer herausgegebenen Band *Landvolk im Werden* (1941) zeichnete Essig das Wunschbild einer zu-

künftigen Bäuerin, die „wieder Frau sein“ durfte, über Elektroherd und Waschmaschine verfügte und sich nicht mehr für endlose Arbeit im Stall und auf dem Feld einspannen ließ. Eine eigene Perspektive auf „den Osten“ bot die Schulleitung der Kolonialen Frauenschule in Rendsburg: Für die „Kolo-Schule“ bedeutete die Siedlungstätigkeit des „Reichskommissariats für die Festigung deutschen Volkstums“ im besetzten Polen die Chance eines Orientierungswechsels und eine neue Legitimation für die Schule in Kriegszeiten, weg von der Vorbereitung auf die Arbeit in den ehemaligen deutschen Kolonien in Afrika und hin zum „Osten“. Über den Kontakt zur Leiterin des „Hauptarbeitsgebiets Fraueneinsatz“ in Krakau wurden ehemalige „Kolo-Schülerinnen“ aufgrund ihrer praktischen Ausbildung in der Landwirtschaft und in der ländlichen Hauswirtschaft ins Generalgouvernement geholt. So kam es zur Abordnung der jungen Landwirtschaftslehrerin nach Sitno, um die Schule für Dorfberaterinnen aufzubauen.

Ihr Tagebuch und ihre Briefe an die Eltern zeigen, dass auch sie die beharrliche Vision vom „Osten“ als Ort des „Aufbaus“ teilte. Ihre Vorstellungen von Ordnung und friedlicher Arbeit für die deutschen Siedler fanden ein Korrelat in Bildern von umhegten Räumen und Orten: vom neu eingerichteten Gutshaus, vom unkrautfreien Garten und Auslauf für die Küken. Aber „Aufbau“ und Gewalt ließen sich nicht auseinanderhalten. In vereinzelt Bemerkungen wurde ihr Wissen vom Judenmord im Distrikt klar: Neben ihren Lehrgängen für bessarabiendeutsche Siedlerfrauen über die Verwertung von Rhabarber und Spinat mußte sie Sachen an die Siedlerfamilien austeilen, „vielfach noch schmutzig, blutig aus dem Ghetto und von Juden stammend“. Die Lehrerin hielt Distanz zu „Parteileuten“, erwartete, dass sie als Nichtparteimitglied nicht lange als Schulleiterin geduldet werden würde, aber arbeitete bis zur Evakuierung ununterbrochen weiter, in der Hoffnung, das Siedlungsgebiet ließe sich halten. Als Trost und Ablenkung diente die Kükenaufzucht auch über die Räumung des Gebiets hinaus. Als die Lehrerin mit den verbleibenden männlichen Siedlern im Juli 1944 in Richtung Warthegau auf Treck ging, nahmen auch einige der Siedler die ehemaligen Osterküken, nun Junghennen, mit. Der Treck erreichte Ende Juli Litzmannstadt, wo die Frauen und Kinder der Siedler schon warteten, und die Hühner hatten dort, wie die Lehrerin schrieb, „schönen Auslauf im Lager“.

B Biologische Station

Katja Geiger, Thomas Mayer

Biologische Station Lunz (BSL), die; (lat. *statio* Stand, Standort; griech. *bios* und *logos* Leben und Lehre; Lunz, altslawisch *loce*, „auf der Wiese“, umgangssprachlich *Carolus Spielwiese*), ist eine der ersten wissenschaftlichen Einrichtungen zur Erforschung der Lebewesen und ihrer Lebensbedingungen im Süßwasser. Besonderes Kennzeichen der BSL ist ihre genuine Eignung als Ausgangspunkt für die wissenschaftshistorische Erarbeitung der Geschichte Biologischer Stationen im Rahmen eines Forschungsprojekts unter der Leitung von Carola Sachse.

Biologische Stationen entstanden vereinzelt seit der Mitte des 19. Jahrhunderts und insbesondere um 1900 und entsprachen einem neuen Bedürfnis nach biologischer Forschung. Sie konstituierten gewissermaßen einen eigenen Forschungsmodus, den neuen „Wissensraum Biologischer Stationen“, indem sie die Errungenschaft biologischer Forschung des 19. Jahrhunderts, das Labor, mit dem Naturraum verbanden, sowie die dort agierenden Forscher_innen vernetzten. Biologische Stationen ermöglichten Langzeitstudien, die oftmals multidisziplinär organisiert waren und in denen die dort tätigen Wissenschaftler_innen die Forschungsobjekte in ihren Lebenszusammenhängen beobachten und mit ihnen experimentieren konnten. Zugleich wurden an den Biologischen Stationen biologische Forschungsparadigmen transformiert, wenn an der Station nicht mehr jenes Wissen, das an geographisch unterschiedlichen Orten erworben wurde, leitend war, sondern das punktuelle, an den Wissensort der Station gebundene Wissen im Mittelpunkt der Betrachtungen stand. Wie neueste wissenschaftshistorische Studien zeigen, förderte gerade die Gründung Biologischer Stationen neue Wissenszusammenhänge, wie neue wissenschaftliche Praktiken, Theorien, aber auch Forscher_innennetzwerke und nicht zuletzt die Errichtung ganzer Disziplinen, wie der Ökologie oder der Limnologie.

Biologische Stationen entsprachen einem neuen Typus außeruniversitärer Forschungsanstalten, zu denen auch Versuchsanstalten zählten, an denen vor allem landwirtschaftliche, technische und gewerbliche, aber auch experimentell-biologische Interessen verfolgt wurden. Beispiele sind etwa das „Vivarium“ in Wien oder das 1912 gegründete Kaiser-Wilhelm-Institut für Biologie in Berlin.

In der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts entstanden jene Biologische Stationen, die der Forschung rund ums Wasser gewidmet waren, wobei zuerst Stationen am Meer, und mit kleiner zeitlicher Verzögerung auch Stationen an Seen errichtet

wurden. Die BSL in Niederösterreich stand 1905 am Anfang einer Gründungswelle von Süßwasserstationen, die in Abgrenzung zur Fischereiwirtschaft und -biologie explizit als eigenständige Forschungseinrichtungen, und nicht etwa als Außenstellen einer Universität, in ganz Europa, den USA und Russland gegründet wurden.

Die Gründung der BSL 1905 ereignete sich in einer Zeit, zu der sich das Feld der Biowissenschaften ausdifferenzieren begann. Mit der Aushandlung wissenschaftlicher Schwerpunktsetzungen ging auch die Besiedlung neuer Orte einher, an denen die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Aspekten des Lebendigen/der Natur stattfinden sollte. Die Errichtung von Süßwasserstationen, wie etwa der Hydrobiologischen Station Plön als erste einer solchen Einrichtung (1891) oder der Biologischen Station Lunz als zweite selbständige Institution dieser Art in Westeuropa, hatte die Ansiedlung von Forschung so nah wie möglich am Untersuchungsgegenstand zum Ziel. Biologische Stationen sind in dieser Hinsicht als neue Wissensorte der modernen Biowissenschaften zu verstehen.

Im Unterschied zu etwa der primär experimentell ausgerichteten Biologischen Versuchsanstalt im Wiener Prater („Vivarium“) stand der Naturraum um die Station in Lunz im Zentrum der wissenschaftlichen Betrachtungen: der Wissensort selbst war Forschungsprogramm. Demnach war es auch kein einheitliches Forschungsprogramm, das Wissenschaftler_innen bewog nach Lunz zu kommen. Vielmehr fanden während des 98-jährigen Bestehens vielfältige Forschungsrichtungen und Vertreter_innen unterschiedlicher Disziplinen der Biowissenschaften in Lunz Organismen, experimentelle Settings und Forschungsfragen vor. Am Lunzer Standort wurde darüber hinaus die Ausbildung des akademischen Nachwuchses der Lebenswissenschaften zum Programm erhoben und seit den 1910er Jahren Kurse mit internationaler Beteiligung durchgeführt.

Der Aspekt der Vernetzung von Forscher_innen prägte generell derartige Biologische Stationen, die als Orte verstanden werden können, die den wissenschaftlichen und sozialen Austausch der anwesenden Forscher_innen, ihrer Konzepte und Forschungsobjekte ermöglichten. Außerdem waren sie dem materiellen Austausch gewidmet. Forscher_innen kamen der Natur und ihrer Organismen wegen an die jeweilige Biologische Station: um zu sammeln, um zu beobachten und um zu experimentieren. Vor Ort konnte oftmals an den teils fragilen, teils in ihrer ‚natürlichen‘ Umwelt belassenen Organismen im Freien, wie auch im Labor experimentiert werden. Die von Robert Kohler konstatierte *border zone* biologischer Forschung, die widerspenstige und produktive Zusammenschau von Beobachtung im Freien und Experiment im Labor in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts, kann daher gerade auch an Biologischen Stationen beobachtet werden. Für die Forschung am und im Süßwasser war diese Konstellation um

1900 neu, weshalb die 1905 gegründete BSL hier am Anfang einer Entwicklung stand.

Gleichwohl handelte es sich bei Biologischen Stationen nicht um Institute mit festgelegtem Programm und fixer wissenschaftlicher Ausrichtung, sondern um einen hybriden Wissensort, der die Untersuchungsgegenstände in ihrem unmittelbaren Natur-Zusammenhang und das Labor räumlich vereinte. In diesen *border zones* wurden Gegenstände, Methoden und Zugänge verschiedener biowissenschaftlicher Fachrichtungen in verschiedenen Konstellationen komponiert und realisierbar. Wie attraktiv dieser neue Zugang für die internationale *scientific community* war, lässt sich an der Präsenz einer großen Zahl an Gastwissenschaftler_innen aus dem In- und Ausland erkennen, die für kürzere oder längere Zeit an der BSL geforscht haben.

Die Biologische Station in Lunz kann im oben geschilderten Sinn als ein besonders geeignetes Beispiel für Erforschung von Süßwasserstationen verstanden werden. Dieses Unterfangen wird nicht „für die Fisch“* gewesen sein – denn die wurden in Lunz sowieso kaum beforscht, sondern höchst delikat verspeist: und mit gewissen Traditionen sollte nicht gebrochen werden.

*für die Fisch: Altwiener Kaffeehausdeutsch für umsonst, vergeblich.

C China

Susanne Heim

China – Eine Reise

Vor fünfzig Jahren begann in China die „Große proletarische Kulturrevolution“. Neununddreißig Jahre später, im Sommer 2005, reiste Carola Sachse erstmals in das Reich der Mitte und mit ihr eine kleine Gruppe von Wissenschaftshistoriker_innen. Noch als Leiterin des Forschungsprogramms zur Geschichte der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Nationalsozialismus hatte Carola Sachse angeregt, eine Sektion beim internationalen Kongress für Wissenschaftsgeschichte zu gestalten, der in der zweiten Julihälfte 2005 in Beijing tagte. Rund um die Mitwirkenden an dieser Sektion bildete sich ein kleiner Kreis von Kolleg_innen, die die Teilnahme am Kongress auch dazu nutzen wollten, erste Eindrücke von China zu gewinnen. Einige von uns nahmen im Anschluss an die Konferenz an einer zehntägigen Reise teil, die über mehrere Stationen von Beijing nach Shanghai führte.

Bei der Ankunft am Flughafen wurden die Reisenden mit einem überdimensionalen Schild begrüßt, das jedoch nicht etwa „Welcome to Beijing“ versprach, sondern in Großbuchstaben „Punishment“ für alle möglichen Ordnungswidrigkeiten androhte. Da es uns trotz aller Warnungen im Vorfeld nicht gelang, ein reguläres Taxi zu ergattern und damit der Verdreifachung des Fahrpreises zu entgehen, erhielten wir gleich einen ersten Eindruck vom Konkurrenzdruck, unter dem unzählige chinesische Kleinstunternehmer nach der Privatisierung der Wirtschaft stehen – was sich jedoch auf die Empörung innerhalb der kleinen Reisegruppe kaum mäßigend auswirkte.

Beijing kam uns auf den ersten Blick nicht sonderlich schön vor: kastenartige Hochhäuser, ein Gewirr breiter Straßen, vollgestopft mit Autos, die regelmäßig zur Hauptverkehrszeit im Smog versanken, vor allem aber im Stau steckenblieben. Insofern erstreckten sich die Stadtbesichtigungen in den Konferenzpausen allenfalls auf die unmittelbare Umgebung des kolossartigen Kongresshotels, weil der Weg in die Innenstadt Stunden gedauert hätte. Auch wenn die Autos das Stadtbild stärker bestimmten, so waren doch Unmengen von Fahrrädern unterwegs, deren Zustand alle Zwischenstufen von superchic bis völlig verrostet abdeckte. Viele dieser Gefährte hatten äußerst originelle Beiwagen oder Anhänger zur Personen- oder Lastenbeförderung.



Mitglieder der Reisegruppe, Carola Sachse, Barbara Orland und Florian Schmaltz, in der Verbotenen Stadt in Beijing. (© Privatfoto: Susanne Heim)

In der Stadt existieren das 19. und 21. Jahrhundert direkt nebeneinander: hochmoderne Einkaufszentren voll mondäner Geschäfte neben kleinen Gassen mit einstöckigen, oft baufälligen Häusern und angeschlossenen Wohnhöfen, den Hutongs. Das Leben in diesen alten Vierteln spielte sich zu großen Teilen auf der Straße ab, weil sich manchmal mehrere Familien einen Raum teilen mussten oder es für eine ganze Straße nur eine Wasserstelle oder eine Toilette gab. Auf der Konferenz wurden für die ausländischen Gäste bezahlte Touren durch einige Vorzeige-Hutongs angeboten. Ansonsten machte man um diese Viertel eher einen Bogen, weil man sich vorgekommen wäre, als würde man den Leuten durchs Wohnzimmer laufen.

Für alle deutschen und österreichischen Kolleg_innen in unserer kleinen Gruppe war es die erste Reise nach China und somit die erste Gelegenheit, das China-Bild in unseren Köpfen mit der Realität zu konfrontieren. Dieses Bild war nicht zuletzt auch beeinflusst von der hiesigen Berichterstattung, die zwischen Bewunderung für den gewaltigen Wirtschaftsboom und diffusen Ängsten vor der vermeintlichen wirtschaftlichen Übermacht der Chinesen pendelte. Eine maßgebliche Stimme darunter war die von Altkanzler Helmut Schmidt: Denjenigen, die die chinesischen Menschenrechtsverletzungen kritisierten, so mahnte Schmidt, fehle es „an Respekt vor einer in Jahrtausenden gewachsenen anderen Kultur“ (Schmidt 2006, 144). Dass China auch damals schon Weltspitze in Sachen Hin-

richtungen war und chinesische Oppositionelle wegen „schädlicher“ Meinungen jahrzehntlang in Gefängnissen oder Straflagern verschwanden, erschütterte den Herausgeber der liberalen Wochenzeitung *Die Zeit* nicht in seiner Überzeugung, dass die Alleinherrschaft der Kommunistischen Partei das Beste für die Chinesen sei:

[A]uch im Lichte des langen Bürgerkrieges und der ihm folgenden großen maoistischen Experimente mit ungezählten Opfern an Menschenleben erscheint mir die politische Stabilität, die dieses System gewährleistet, als zweckmäßig, ja als wohltuend für das chinesische Volk – und auch für seine Nachbarn. (Schmidt 2006, 154)

So geradlinig waren die Überzeugungen in der Gruppe der Kongressreisenden nicht. Aber Bewunderung und Angst prägten auch deren Reiseeindrücke in jeweils individueller Mischung. Zuallererst dominierte das Staunen über die gigantischen Dimensionen: über Städte, deren Einwohnerzahlen im zweistelligen Millionenbereich lagen und von denen wir dennoch nie zuvor auch nur die Namen gehört hatten; über Großbaustellen, auf denen es von Arbeitern nur so wimmelte. Ihre Arbeitskraft war offenkundig billig, denn sie ersetzten die gängigsten Baumaschinen. Gleichwohl beeindruckten die Chinesen durch ihre Arbeitseffizienz, die Geschwindigkeit, in der sie das Land umgestalteten und hochmoderne Metropolen inmitten der Armut aus dem Boden stampften. Auch wenn im Jahr 2005 der Berliner Flughafen noch nicht den Vergleichsmaßstab bot, war das Tempo aus unserer Perspektive beachtlich. Europa sah dagegen alt aus: Gewerkschaften, Arbeitskämpfe, Urlaubsansprüche, aufwendige Sozialsysteme, Bürgerbeteiligungsverfahren, Umweltschutz – so kann man mit den Chinesen nicht Schritt halten. Europa würde binnen kurzem abgehängt werden. Das schien so manchem und mancher ganz klar.

Die mangelnden Arbeitsschutzbestimmungen hatten für Europäer_innen auch ihren Vorteil: Chinesische Familienbetriebe fertigten maßgeschneiderte Seidenhosen auch über Nacht an. Der Nachteil des fehlenden Sozialstaats war nicht zu übersehen: Auf den Treppenabsätzen und in der Einfahrt des Hotelpalastes campierten obdachlose Wanderarbeiter mit ihrem spärlichen Hausrat. Beim Spaziergang durch eine der Riesenstädte mussten wir vor einer Baustelle kehrt machen. An deren Rand lebten die Bauarbeiter in Zelten – und plötzlich wurde der einen oder anderen bewusst, dass ihre Handtasche mit Fotoapparat, Kreditkarte und ähnlichen Schätzen die Begehrlichkeiten der Zeltbewohner wecken könnte.

Die Versuche, sich die vielen neuen Eindrücke zu erklären, wurden erschwert durch die Tatsache, dass niemand von uns Chinesisch verstand, weder die gesprochene Sprache, noch überhaupt die Schriftzeichen, die auf

Wegweisern etc. hätten Orientierung bieten können, von den kulturellen Codes ganz zu schweigen. Da Stadtpläne nicht üblich waren, musste man sich vor jeder Taxifahrt – die Nutzung des öffentlichen Nahverkehrs scheiterte an der Sprachbarriere – jemanden suchen, dem man auf Englisch erklären konnte, wohin man wollte, und der dies dann auf Chinesisch für den Taxifahrer auf einen Zettel schrieb.



Geschäftsstraße in Shanghai. (© Privatfoto: Susanne Heim)

Selbst dort, wo wir uns auf halbwegs vertrautem Terrain glaubten, im Museum für Wissenschaftsgeschichte, in dem zumindest einige Exponate englisch beschriftet waren, verstanden wir zuerst einmal, was wir bislang falsch verstanden hatten: Das Schießpulver, das Papier, der Buchdruck und viele andere vermeintliche Errungenschaften westlicher Zivilisation waren, lange bevor sie in Europa „erfunden“ wurden, in China längst gebräuchlich.

Chinesische Frauen traten in der Öffentlichkeit, so schien es uns, sehr selbstbewusst auf. Eine Konferenzteilnehmerin meinte darin die Auswirkungen der Kulturrevolution zu erkennen. Andere spekulierten, dass dies mit dem Frauenmangel aufgrund der Ein-Kind-Politik und der selektiven Abtreibung weiblicher Föten zusammenhänge, die zu einem drastischen Geschlechterungleichgewicht beigetragen hatte. Der Mangel an Frauen, so wusste schließlich eine seit Jahren in China lebende Journalistin zu berichten, hatte jedoch nicht zur Folge, dass sie mehr wertgeschätzt würden, sondern würde unter anderem durch Frauenhandel aus ärmeren Ländern „behooben“. Frauen, die aus Nordkorea geflohen waren, wür-

den an chinesische Bauern in entlegenen Gegenden, aus denen die Chinesinnen nach Möglichkeit wegziehen, verkauft. Als illegal im Land Lebende seien sie der Willkür von Ehemann und Schwiegereltern ausgeliefert und könnten bei Missfallen der Polizei gemeldet und dann in ein nordkoreanisches Gefängnis abgeschoben werden. Gerade auf dem Land würden die extrem harten Lebensbedingungen viele Frauen in den Selbstmord treiben.

Die Ein-Kind-Politik, seit Oktober 2015 auch offiziell abgeschafft, wurde zehn Jahre zuvor schon nicht mehr ganz so rigide durchgesetzt, war aber noch immer die Regel. Nur Ehepaare auf dem Land, deren erstes Kind ein Mädchen war, hatten noch einen zweiten Versuch offen. Mit dem Ergebnis, dass die Frauen, die ein weiteres Mädchen zur Welt brachten, das Gefühl hatten, zu versagen. Die Rigidität in der Durchsetzung der Ein-Kind-Politik hinge, so berichtete die Journalistin, stark von den jeweiligen Funktionären ab, die sich nur gegenüber Vorgesetzten verantworten müssten und bisweilen starken Druck auf die Frauen ausübten. Reiche Leute könnten sich auch durch Bestechung ein zweites Kind „leisten“, dessen Unterhalt dann jedoch sehr teuer sei, weil es keine staatlichen Dienstleistungen in Anspruch nehmen könne und auch keine gültigen Papiere bekomme. Doch der demographische Wandel machte sich auch in China bemerkbar. Die wirklich Neureichen waren ohnehin nicht sonderlich an Kindern interessiert. In Kombination mit der zunehmenden Privatisierung von Staatseigentum hat die Ein-Kind-Politik zudem ein erhebliches Rentenproblem entstehen lassen, da die privatisierten Firmen nicht zur Übernahme der Alterssicherung verpflichtet waren. Für die Angestellten in Staatsbetrieben, die ihre Rente für sicher gehalten hatten, war der Rückgriff auf familiäre Strukturen nun häufig nicht mehr möglich, und durch den oft gewaltsam erzwungenen Geburtenrückgang gibt es nun zu wenige Einzahler in die Rentenkassen. Um diesen Effekt zumindest partiell aufzufangen, verkaufte die Zentralregierung weiter Staatseigentum, wogegen die Provinzen protestierten.

Nach den vielen Mao-Bildern zu urteilen, wurde der große Vorsitzende nach wie vor verehrt, jedenfalls nicht kritisiert. Aber er spielte, so versicherten mehrere China-Kenner, eigentlich keine Rolle mehr. Vielleicht hingen die Bilder auch nur noch, weil ihre Beseitigung erklärungsbedürftig, ein Anlass zu kritischer Reflexion gewesen wäre.

Bis heute verhindert die Partei die (selbst)kritische Auseinandersetzung mit den Verbrechen, die während der Kulturrevolution, beim „Großen Sprung nach vorn“ und bei den zahlreichen Kampagnen gegen Abweichler, Grundbesitzer und andere „Volksschädlinge“ begangen wurden, und an denen sich auch das von der Partei dressierte Volk massenhaft beteiligte. Die Freude daran, andere am Pranger zu sehen, schien uns beim Spaziergang über einen Markt wieder durchzuschimmern: Zwei Diebe, die mit ihrer Beute davonrannten, wurden von Passanten ge-

stoppt und bis zum Eintreffen der Polizei mit dem Gesicht nach unten und einem Stiefel auf dem Rücken zu Boden gedrückt. Schnell entstand eine Menschengruppe, in der sich ein gespenstisches Grinsen breit machte.

Im Kaufhaus in Beijing wurden Wecker und Armbanduhren verkauft, auf deren Zifferblatt Mao abgebildet war; sein rechter Arm als Sekundenzeiger tickte mal freundlich winkend, mal streng mahnend hin und her. Zunächst hatten wir noch gerätselt, ob es sich um einen Scherzartikel handelte. Doch als diese Uhren dann auch in der Gründungsstätte der Kommunistischen Partei Chinas in Shanghai zum Verkauf angeboten wurden, war klar, dass sie allen Ernstes die Ruhmesgeschichte der Partei und ihres Vorsitzenden illustrieren sollten.

Elf Jahre später mögen solche Andenken aus den Geschäften verschwunden sein. Aber noch immer steht das Tempo der wirtschaftlichen Modernisierung im umgekehrten Verhältnis zu demjenigen der Liberalisierung nach innen – „stabile Verhältnisse“ eben.



Der Mao-Wecker. (© Privatfoto: Birgit Kolboske)

Literatur

Schmidt, Helmut (2006). *Die Mächte der Zukunft. Gewinner und Verlierer in der Welt von morgen*. München: Goldmann.

D Diktaturen

Edgar Wolfrum

Wer mit Carola Sachse zusammenarbeiten darf, sollte sich auf Fragen gefasst machen. Niemand fragt so ausdauernd wie sie. Jedenfalls kam es mir so vor, als wir 2004 zusammen ein Graduiertenkolleg in Wien und Heidelberg einrichteten, das von der Heinrich-Böll-Stiftung gefördert wurde. Der Grundgedanke, der Carola und mich verband, lautete: In der Überwindung von Diktaturen und im Aufbau von Zivilgesellschaften haben viele europäische Staaten eine gemeinsame Vergangenheit – allen nationalen Unterschieden zum Trotz. Sich dieser gemeinsamen Erfahrung bewusst zu werden, sei, so meinten wir, für das Zusammenwachsen Europas von herausragender Bedeutung. Das Graduiertenkolleg könnte hierzu einen wichtigen Beitrag leisten, indem es auf die Erforschung der „Pfadabhängigkeit“, also der Analogien und Unterschiede dieser Transformationsprozesse im West-Ost-Vergleich zielte.

Lange dachten wir über den Namen nach. Wir fanden: „Überwindung von Diktaturen und Aufbau von Zivilgesellschaften. Diktaturerfahrungen im Ost-West-Vergleich“ klinge gut und nicht zu kompliziert. Dann überlegten wir uns, welchen Fragestellungen wir mit den Stipendiatinnen nachgehen wollten. Drei Fragebündel fanden wir besonders wichtig. Die erste Gruppe der Fragen umkreiste die „Erfahrungsdeutung“. Darunter fanden sich ganz verschiedene Probleme. Welche Folgen haben Diktaturerfahrungen für die Politik nach der Diktatur? Gab es eine Alternative beim Übergang von der Diktatur zur Demokratie: Fand ein Bruch statt oder gab es reformerische Transformationsprozesse? Inwieweit waren marginalisierte oder verfolgte Gruppen an der Überwindung von Diktaturen beteiligt? Wie konstituierten sich die politischen Eliten (nach *class, race, gender, sex, generation*) in den Nachdiktaturstaaten? Aus welchem Geist heraus entstanden die Verfassungen, Institutionen und neuen Ordnungen? Welche Vorstellungen herrschten von der Gleichheit der Geschlechter, von der Privatsphäre als Raum der Freiheit von staatlichen Eingriffen, vom Status der Familie und der Rolle von Männern und Frauen darin? Gab es Abrechnungen mit den Tätern der Diktatur, Restitution und Wiedergutmachung für die Opfer, Amnesie und Amnestie? Wie wurden geschlechtsspezifische Verletzungen der Menschenrechte geahndet? Welches waren die neuen Prinzipien der Innen-, Außen- und Sicherheits- und Menschenrechtspolitik? Wie wandelte sich die Alltagskultur nach der Überwindung von Diktaturen? Unterschieden sich die

Diktaturdeutungen, abhängig von Geschlecht, Generation, sozialem Status, Bildung, Konfession? Die zweite Gruppe der Fragen widmete sich dem „Erfahrungswandel“. Damit war Folgendes gemeint: Kam es und wenn ja, mit welchen Folgen, bereits während der Diktatur zu Brüchen und Veränderungen? Gab es Unruhen, Widerstand, Opposition? Wie sah ihre Zusammensetzung aus? Erneuerte sich die Zivilgesellschaft bereits unterhalb der Kruste der sklerotischen Institutionen in der Spätphase von Diktaturen? Wie gestaltete sich die Sprache der Dissidenz? Gab es eine Verwendung oder Vermeidung von Geschlechtermetaphern, eine Rekonstruktion, Überwindung oder Neudefinition von Geschlechterrollen? Wer waren die Akteure und Akteurinnen, wo fand sich die reformerische Opposition, wer gehörte ihr an, an welche Vorbilder wurde angeknüpft? Die dritte Gruppe der Fragen thematisierte schließlich die „Weitergabe von Erfahrung“: Wie wird nach der Überwindung von Diktaturen deren Vergangenheit erinnert? Welche Geschichtsbilder im Ost-West-Vergleich tauchten nach den Diktaturen auf, welche Konstruktionen von National- und Europageschichte entstanden? Wurde Schuld verdrängt oder aufgearbeitet, wie stand es um Wahrheit und Gerechtigkeit, Anerkennung von Schuld, Verhinderung neuer Menschenrechtsverletzungen, Konsolidierung demokratischer Verhältnisse? Gab es einen „Schweigepakt“ und „blinde Flecken“? Existierten Unterschiede im Geschichtsbewusstsein, abhängig von Geschlecht, Generation, sozialem Status, Bildung, Konfession, entstanden also gesplante Erinnerungskulturen? Kam es zu einer Annäherung europäischer Gesellschaften und des „gelebten Europa“?

Das war schon eine ganze Menge, was uns hier interessierte. Wir hatten aber auch hervorragende Stipendiatinnen, fünf aus über 80 Bewerbungen. Sie befassten sich mit ganz verschiedenen Ländern: Mit den beiden Teilen Deutschlands, mit Österreich, Ungarn, Lettland, der Tschechoslowakei und Rumänien. Die Stipendiatinnen organisierten internationale Tagungen in Wien und in Heidelberg. „Diktaturüberwindung in Europa: Neue nationale und transnationale Perspektiven“ hieß zum Beispiel eine Veranstaltung 2007 in der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Eine weitere Tagung veranstalteten wir gemeinsam mit der Stiftung *Aufarbeitung der SED-Diktatur* am Internationalen Wissenschaftsforum Heidelberg. Sie trug den Titel „Aufarbeitung der Diktatur – Diktat der Aufarbeitung? Normierungsprozesse beim Umgang mit diktatorischer Vergangenheit“. Ein Jahr zuvor, 2006, hatten wir uns in Wien getroffen, um über das Thema „(Re)Formulierung nationaler Selbstbilder in postdiktatorischen Gesellschaften in Europa“ zu diskutieren.

Die allererste Tagung des Graduiertenkollegs hatte Anfang Mai 2005 im Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien stattgefunden. Im Zentrum des erinnerungskulturell ausgerichteten Treffens standen dabei die Gedenkfeiern im

Konzentrationslager Mauthausen und Gusen anlässlich des 60. Jahrestags der Befreiung. Gerhard Botz, Universität Wien, referierte zu „Lagergeschichte und Einordnung des Konzentrationslagers Mauthausen ins nationalsozialistische Lagersystem“, Bertrand Perz, ebenfalls Wien, zu „Konzeptionen der Gedenkstätte Mauthausen von 1947 bis zur Gegenwart“. Vorbereitend auf die Exkursion zu den Konzentrationslagern Mauthausen und Gusen sprach Alexander Prenninger, Universität Salzburg, über „Befreiungsrituale in der KZ-Gedenkstätte Mauthausen“ unter dem Aspekt des KZ Mauthausen als einem europäischen Gedächtnisort. Prenninger führte die Gruppe anschließend durch die Gedenkstätten. Tausende Menschen aus europäischen Ländern und den USA hatten sich eingefunden und gedachten in strömendem Regen und bitterer Kälte an den jeweiligen Nationendenkmälern. Nach der Teilnahme an den Feierlichkeiten zum 60. Jahrestag der Befreiung in Gusen am 7. Mai und in Mauthausen am 8. Mai diskutierten die Stipendiatinnen ihre Beobachtungen – sie hatten ein Feldexperiment zur Erinnerungskultur hinter sich.

Unsere Schriftenreihe zum Kolleg, die im Wallstein-Verlag erschien, nannten Carola und ich „Diktaturen und ihre Überwindung im 20. und 21. Jahrhundert“. Es ist eine stattliche Anzahl von Monographien und Sammelbänden erschienen, allesamt auch optisch schöne Bücher, die ein breites Echo gefunden haben. Einige Dissertationen, die hier veröffentlicht wurden, haben Preise gewonnen. Carola und ich waren zufrieden, konnten es sein. Im Abschlussbericht an die Stiftung formulierten wir: „Das Graduiertenkolleg ‚Überwindung von Diktaturen und Aufbau von Zivilgesellschaften‘ hat sich seit seinem Bestehen sehr gut etablieren können. Den fünf Kollegiatinnen ist ein außerordentliches Engagement für das Kolleg zu bescheinigen: So ist es in den vergangenen Jahren gelungen, fortlaufend ein gleichzeitig wissenschaftlich anspruchsvolles und gewinnbringendes wie vielseitiges Begleitprogramm zu organisieren.“ Ja, so war es: Die vier Jahre, die wir insgesamt mit dem Graduiertenkolleg verbrachten, waren für mich beispiellos intensiv. Eine schöne Zeit. Und die vielen und immer neuen Fragen von Carola, die uns voranbrachten, klingen mir heute noch im Ohr.

E Eugenik

Hans-Walter Schmuhl

Eugenik, Macht, Geschlecht

Die Sterilisationsverfahren nach dem „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“, in deren Folge innerhalb des nationalsozialistischen Machtbereichs zwischen 1934 und 1945 etwa 400.000 Menschen zumeist zwangsweise unfruchtbar gemacht wurden, spiegeln geradezu paradigmatisch das Zusammenspiel von Eugenik, Macht und Geschlecht in der modernen Biopolitik wider. Aus heutiger Sicht frappierend erscheint die enge Verschränkung von medizinischer und sozialer Diagnostik in diesen Verfahren. Vor allem die Diagnose „angeborener Schwachsinn“ bot eine Zugriffsmöglichkeit auf „asoziale Psychopathen“, denen – unabhängig von ihrer Intelligenzleistung – „moralischer Schwachsinn“ unterstellt wurde. Auf diese Weise liefen Menschen Gefahr, sterilisiert zu werden, weil sie den Volksschulabschluss nicht geschafft hatten, ein uneheliches Kind hatten, keiner geregelten Arbeit nachgingen, keinen festen Wohnsitz besaßen oder wegen Bagatelldelikten mit dem Gesetz in Konflikt geraten waren. Diese Praxis sozialer Diagnostik hatte auch eine geschlechtsspezifische Dimension, denn die Beschreibung und Bewertung von Einstellungen und Verhaltensweisen – etwa im Hinblick auf häusliche Ordnung, äußere Sauberkeit, Bildung und Beruf, Gewaltbereitschaft oder Sexualverhalten – orientierte sich selbstverständlich an den gängigen Geschlechtsrollenerwartungen.

In vielen Sterilisationsverfahren prallten völlig unterschiedliche Normen und Werte, Umgangsformen und Sprachstile unvermittelt aufeinander: Richter und Ärzte wurden mit den ihnen völlig fremden Lebenswelten von Bauern und Knechten, Fabrikarbeiter_innen und Hausmädchen konfrontiert – und weil die Bildungsbürger, die hier über „einfache Leute“ zu Gericht saßen, deren Werte- und Normensystem nicht verstanden, sprachen sie ihnen kurzerhand „die höheren Verstandeskräfte“ ab. Eine Verständigung war unter diesen Bedingungen schon im Ansatz unmöglich. Was die Betroffenen, ihre Angehörigen und Vormünder vorbrachten, folgte dem „gesunden Menschenverstand“, hielt sich nicht an die wissenschaftliche Logik der Psychiatrie und wurde folgerichtig vor Gericht als unerheblich abgetan. Was Krankheit und was Gesundheit sei, welche Krankheiten erblich seien, was Erblichkeit hieß und welche Konsequenzen sie haben sollte, was Heilung bedeutete, darüber gingen die Meinungen zwischen

den Betroffenen und ihren Angehörigen auf der einen, den Medizinerinnen und Juristen auf der anderen Seite ebenso weit auseinander wie über die Frage, was soziale „Höher- oder Minderwertigkeit“ sei. Die diskursiven Ebenen berührten sich allerdings zumeist nicht, und der herrschende Diskurs, der machtgestützte Diskurs der Mediziner, in den die Juristen mit hineingenommen waren, setzte sich regelmäßig durch. Diese beiden Gruppen bestimmten, über welche Aspekte der Wirklichkeit im Sterilisationsverfahren in welcher Form geredet werden durfte und welche Aspekte der Wirklichkeit nicht thematisiert werden konnten. Dies galt umso mehr, wenn vor den Erbgesundheitsgerichten über Sterilisandinnen befunden wurde. Dies soll im Folgenden an Hand von drei Sterilisationsfällen aus den Evangelischen Mädchenheimen in Ummeln bei Bielefeld eingehender dargestellt werden. Diese Einrichtung fungierte seit der Weimarer Republik als „Aufnahme-, Beobachtungs- und Verteilungsstation“ für schulentlassene weibliche Fürsorgezöglinge evangelischer Konfession aus der preußischen Provinz Westfalen und verfügte über besondere Häuser und Abteilungen für „schwersterziehbare“, „schwachsinnige“, „psychopathische“ und geschlechtskranke Mädchen und junge Frauen.

Fragt man nach den Verhaltensmustern, die dazu führen konnten, dass eine Frau als „moralisch schwachsinnig“ abgestempelt wurde, so ist neben Schulversagen und Arbeitsbummelei, Unsauberkeit und Bettnässen, Lügen und Stehlen vor allem ein von der gesellschaftlichen Norm abweichendes Sexualverhalten zu nennen. Besonders deutlich tritt dies in drei Sterilisationsverfahren aus den Jahren 1943 hervor, die Zöglinge der Mädchenheime in Ummeln betrafen (alle Zitate und Quellenangaben aus dem Stadtarchiv Bielefeld, Bestand 106,1/Gesundheitsamt).

Ida (* 1925) [es handelt sich bei den Namen – wie auch in den unten stehenden Fällen – um Pseudonyme] war unehelich geboren worden. Schon als Säugling kam sie zu Pflegeeltern in eine ländliche Gemeinde im Minden-Ravensberger Land. Körperlich habe sie sich, so heißt es im Beschluss des Erbgesundheitsgerichts Bielefeld vom 16. Dezember 1942, „im Kleinkindes- und Kindesalter [...] normal entwickelt“. Dagegen sei sie „geistig seit ihrer frühesten Jugend zurückgeblieben“. Festgemacht wurde dies an den schwachen schulischen Leistungen. Ida hatte die Volksschule besucht, war dreimal sitzen geblieben und schließlich „mit einem dürftigen Abgangszeugnis“ aus der dritten Schulklasse entlassen worden. 1940/1941 war sie als „Pflichtjahrmädchen“ eingesetzt worden. „Dann wurde ihre vorläufige und endgültige Unterbringung in Fürsorgeerziehung wegen bereits eingetretener sittlicher Verwahrlosung dringend erforderlich.“ Sie habe selbst eingestanden, bereits als Schulmädchen Geschlechtsverkehr gehabt zu haben. Als „Pflichtjahrmädchen“ bei einem Bauern habe sie wiederholt versucht, den auf dem Hof beschäftigten, 23 Jahre alten Polen Alexander B. „zum Geschlechtsver-

kehr anzureizen“. Auch habe sie, „als sie keinen Erfolg hatte, obendrein noch den Polen wissentlich unwahr des strafbaren Geschlechtsverkehrs“ bezichtigt.

Im April 1941 wurde Ida in den Evangelischen Mädchenheimen in Ummeln aufgenommen. Auch hier fiel das Urteil über sie vernichtend aus:

Ein eigentliches Schulwissen hat sie überhaupt nicht, es fehlen ihr auch die allerprimitivsten Kenntnisse. Wie sie schon bewiesen hat, gehen ihr, wie es scheint, irgendwelche sittlichen Begriffe völlig ab. Sie ist geistig stumpf und ohne besondere geistige Interessen. Bei erschwerter Auffassung wird sie als sehr träge und ohne Antrieb bei der Arbeit, in ihrer Stimmung als gleichgültig, gefühlsarm, wehleidig und oft empfindlich geschildert.

Dr. Fehlhaber, der für Ummeln zuständige Arzt der Bodelschwingschen Anstalten, zeigte Ida beim Amtsarzt Bielefeld-Land an, dieser schloss sich der Anzeige ohne weitere Prüfung an, und auch für das Erbgesundheitsgericht war der Fall klar. Ida leide „nach alledem an einer geistigen Schwäche, die seit frühesten Jugend besteht und mangels Vorliegens einer äußeren Entstehungsursache als angeborener Schwachsinn zu werten ist.“ Umstandslos wurde ihre Unfruchtbarmachung verfügt, die am 10. Februar 1943 im Krankenhaus Gilead der Westfälischen Diakonissenanstalt Sarepta vollzogen wurde.

Luise (* 1924) entstammte nach dem Urteil des Erbgesundheitsgerichts Bielefeld „sehr ungünstigen Familienverhältnissen“. Sie war mit einem Abgangszeugnis aus dem fünften Jahrgang der Volksschule entlassen worden. In ihrem Fall listete das Gericht einen ganzen Katalog von devianten Verhaltensweisen auf – im Mittelpunkt stand auch hier ein promiskuitives Sexualverhalten: Luise habe

[...] schon früh unter dem Einfluss ihrer Schwestern, die ungehemmt ihren Sexualtrieben nachgingen[, gestanden]. Sie wurde oft mit jungen Burschen gesehen, führte öffentlich Reinigungsarbeiten des Hausflurs im Badeanzug aus. Sie kleidete sich dirnenhaft, hielt auf der Landstraße Autofahrer an, um etwas zu erleben, und hatte schon frühzeitig Geschlechtsverkehr. In Bezug auf Zigarettenkonsum legte sie sich wenig Beschränkungen auf, erbettelte sich Zigaretten gelegentlich auch in Wirtschaften und wurde auch schon betrunken gesehen. Im Januar 1939 wurde sie trotz des Arbeitermangels von ihrem Arbeitgeber entlassen, weil sie gegen ihre Vorgesetzten frech gewesen war und im Betriebe schmutzige Ausdrücke gebraucht hatte. Im Juni 1941 hat sie zugestandenenermaßen ein Paar Stoffhandschuhe gestohlen.

Im Juni 1938 sollten Luise und ihre Schwester der Fürsorgeerziehung überwiesen werden. Der Antrag auf Fürsorgeerziehung wurde aber auf Beschwerde ihrer Mutter vom Landgericht Hagen zurückgewiesen. Auch das Kammergericht Berlin wies „mangels Beweises“ die vom Jugendamt gegen diesen Beschluss erhobene Beschwerde zurück, so dass die beiden Mädchen schon nach einem Tag aus dem Heim, in das sie verbracht worden waren, wieder entlassen werden mussten. Drei Jahre später, wohl nach dem Offenbarwerden des Diebstahls, unternahm das Jugendamt einen neuen Anlauf. Dieses Mal wurde die Fürsorgeerziehung vom Gericht tatsächlich angeordnet. Im Juli 1941 wurde Luise in den Evangelischen Mädchenheimen in Ummeln aufgenommen. Auch sie erhielt im Heim eine äußerst negative Bewertung:

Während der bisherigen Beobachtungszeit erwies sie sich als oberflächlich und nicht immer offen. Auch ihre starke Triebhaftigkeit, die ebenfalls durch unmäßiges Essen und Trinken zum Ausdruck kommt, machen sich weiterhin geltend. Ihr ganzes Denken wird durch ihren frühzeitig geweckten Sexualtrieb beeinflusst. Sie war weitgehend egozentrisch und herrschsüchtig. Ferner suchte sie aufzufallen, um Gefallen zu erregen. Unter dem Hervortreten einer deutlichen Willensschwäche war sie leicht beeinflussbar und hatte auch keinen festen Willen zu arbeiten. Am Unterricht nahm sie anscheinend aufmerksam teil, verstand dadurch aber, Interesse vorzutäuschen, das doch gar nicht vorhanden war. Sie hat einen verlangsamten Gedankenablauf und verfügt nur über ein geringes Schulwissen. Ihre Ausdrucksfähigkeit ist ungenügend und ihre Kritik- und Urteilsfähigkeit ist stark herabgesetzt.

Das Erbgesundheitsgericht Bielefeld habe sich, so hieß es im Sterilisationsbeschluss vom 29. Oktober 1942, „nach Vorgeschichte, dem Ergebnis der Intelligenzprüfung und dem anlässlich der persönlichen Vorstellung in der mündlichen Verhandlung [sich ergebenden] Gesamteindruck davon hinreichend überzeugen können“, dass Luise „seit ihrer frühesten Jugend an einem Schwachsinn leidet, der mangels Nachweises einer äußeren Entstehungsursache als ein angeborenes Leiden angesehen werden muss.“ Ausdrücklich hob das Gericht auf das Kriterium der „Fortpflanzungsfähigkeit“ ab: Der „Schwachsinn“ sei zwar „leicht“, aber „ohne Zweifel erblich bedingt und deshalb für etwaige spätere Nachkommen von ganz besonders schwerwiegender Bedeutung.“ Die „familiäre Belastung“ ergebe sich „einwandfrei“ aus der „Sippentafel“.

Luise und ihre Familie nahmen diesen Sterilisationsbeschluss jedoch nicht widerspruchslos hin. Ihr Vater legte Beschwerde beim Erbgesundheitsobergericht Hamm ein, das sich am 6. Februar 1943 mit dem Fall befasste. Es bestätigte in-

dessen den in erster Instanz ergangenen Beschluss in vollem Umfang. Luises „Fähigkeiten und Leistungen [...] auf intellektuellem Gebiet liegen unter der Norm. Ihr positives Wissen ist gering, der Gedankenablauf verlangsamt, die Urteils- und Kritikfähigkeit herabgesetzt.“ Das Erbgesundheitsgericht räumte zwar ein, dass diese Mängel „auf dem Gebiete des Intellekts“ keine „sehr erheblichen“ seien. Entscheidend waren für das Gericht „gröbere Ausfälle auf anderen Gebieten“. Luise sei „unbeständig und arbeitsunlustig“. Ihre Leistungen blieben hinter denen der „gleichaltrigen Arbeitskameradinnen“ zurück.

Ihr charakterliches und soziales Verhalten ist gekennzeichnet durch Oberflächlichkeit, mangelndes Verantwortungsbewusstsein, Verlogenheit, selbstsüchtiges Wesen und leichte Reizbarkeit. Daneben tritt besonders ihre Triebhaftigkeit und Willensschwäche in die Erscheinung. Die Gesamtheit dieser Feststellungen sichert die Diagnose eines die Gesamtpersönlichkeit erfassenden Schwachsinn.

Das Gericht fetzte auch die Einwände der Familie im Hinblick auf die Erblichkeit vom Tisch. Für die Entstehung der „geistige[n] und charakterliche[n] Unterwertigkeit“ seien „äußere Schädigungsgründe nach der Anamnese und dem normalen Ausfall der neurologischen Untersuchungen nicht erkennbar“. Für die „Anlagebedingtheit des Leidens“ sprächen „die ungünstigen erbbiologischen Verhältnisse der Sippe“, in der „Fälle von Schwachsinn und Kriminalität mehrfach vorgekommen“ seien. Am 11. März 1943 wurde Luise im Krankenhaus Gilead unfruchtbar gemacht.

Betty (* 1925), so hielt es das Erbgesundheitsgericht Bielefeld in seinem Beschluss fest,

[...] machte rein äußerlich einen netten Eindruck, war groß und schlank, hatte ein frisches Aussehen und war in ihrer Kleidung sauber und ordentlich, in ihrem Wesen aber äußerst frech, anmaßend und schnippisch. Sie war dabei von einer unvorstellbaren Lügenhaftigkeit und zeigte überall einen außergewöhnlichen Hang zum Stehlen.

Als Schulmädchen habe Betty, die aus einer Großstadt im Ruhrgebiet stammte, öfter den Unterricht geschwänzt – einmal habe sie dafür sogar „Wochenendkarzer“ bekommen. Nach der Schulzeit trat sie eine Stelle als Hausgehilfin an, begann dann eine Lehre in einem Café, scheiterte aber schon nach kurzer Zeit. Auch bei ihr stellte ein promiskuitives Sexualverhalten den Stein des Anstoßes dar: Schon im Alter von 14 Jahren habe sie sich „viel in zweifelhaften“ Lokalen aufgehalten und sei „damals auch mal in angetrunkenem Zustande in

der Gesellschaft von Soldaten gesehen worden“. Sie habe sich „wahllos dem Geschlechtsverkehr“ hingegeben. Sie habe selbst eingeräumt, „in vier Fällen mit ihr kaum bekannten Soldaten, von denen sie verschiedentlich nur den Vornamen angeben konnte, geschlechtlich verkehrt zu haben.“ In selbstgerechter Empörung, vielleicht auch mit einem voyeuristischen Schauer, hielt das Gericht fest, Betty sei dem Vernehmen nach „unter dem Namen ‚Soldatenliebchen‘ bekannt gewesen“. Der Zeugenaussage einer ihrer Dienstherrinnen zufolge sei „auf ihrem Schlüpfer mehrmals der Stempel ‚Eigentum der Flak‘ zu sehen gewesen“. Aufgrund „geschlechtlicher Verwahrlosung“ war Betty in Fürsorgeerziehung genommen und in die Evangelischen Mädchenheime Ummeln verbracht worden, wo sie sich „aber doch nur der Gewalt“ gefügt habe.

Der Einfluss der Kriegsverhältnisse wurde vom Gericht nicht in Rechnung gestellt, Bettys Sexualleben wurde kurzerhand auf eine vermeintliche innere Haltlosigkeit zurückgeführt. Vielleicht hatte man ihr auch negativ angekreidet, dass sie – wie auch der Anstaltsarzt und der Amtsarzt – von sich aus einen Antrag auf Sterilisation gestellt hatte. Jedenfalls wurde sie, die keineswegs an einer geistigen Beeinträchtigung litt, am 27. Mai 1943 wegen „angeborenen Schwachsinn“ sterilisiert.

Bettys Fall belegt einmal mehr, dass es auf die Intelligenzleistung nicht wirklich ankam. Für die Diagnose „angeborener Schwachsinn“ war letztlich nicht entscheidend, dass eine kognitive Beeinträchtigung vorlag, vielmehr war ein abweichendes Verhalten ausschlaggebend. Ida, Luise und Betty wurde Schulversagen und Arbeitsbummelei, Alkohol- und Tabakkonsum, unschickliche Kleidung, aufreizendes Verhalten und vor allem eine ausgeprägte Sexualität als Devianz ausgelegt. Sie galten als träge, faul, verlogen, unehrlich, frech, ichbezogen, verantwortungslos, launisch, unausgeglichen, maßlos, willensschwach und ungehemmt triebhaft. Vor dem Hintergrund des Idealbildes der bürgerlichen Ehefrau, Mutter und Hausfrau wurden diese Einstellungen und Verhaltensweisen pathologisiert. Das so geschaffene Gegenbild der „schwachsinnigen Psychopathin“ wiederum stellte eine Negativfolie dar, an der sich die Normalitätserwartungen der bürgerlichen Gesellschaft im Hinblick auf die weibliche Geschlechtsrolle immer wieder neu ausrichten konnten.

Literatur

- Schmuhl, Hans-Walter (2016). *Die Gesellschaft Deutscher Neurologen und Psychiater im Nationalsozialismus*. Berlin: Springer.
- Schmuhl, Hans-Walter und Ulrike Winkler (2016). *Vom Asyl für entlassene Gefangene zur Teilhabe für Menschen mit Behinderungen. 150 Jahre Diakonische Stiftung Ummeln (1866–2016)*. Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte.

F Familie

Karin Hausen

Familie wird noch immer von Generation zu Generation gelebt und im Wechsel von Nähe und Distanz, Distanzierungen und Annäherungen erlebt. Familie als gegenseitig verpflichtend gedeutete Menschennähe beflügelt Kindheitserinnerungen, nährt Rückkehrsehnsüchte, Wunschträume, aber auch Vorwürfe, Schuldzuweisungen, Hass. Kinder müssen sich mit der ihnen vorgegebenen Familie abfinden, sie haben keine Wahl. Als Erwachsene hegen sie die Hoffnung, für ihre Kinder Vieles besser zu machen als vor Jahren ihre Eltern. Das Zusammenleben mit eigenen Kindern kann sie nachsichtiger gegenüber ihren Eltern machen. Die tägliche Erfahrung, wie sehr je aktuelle Bedingungen und Zwänge das eigene Familienhandeln beeinflussen, vermag das von den Familiengegebenheiten früherer Zeiten geprägte Tun und Unterlassen der Eltern und Großeltern in ein neues Licht zu rücken.

Das mit Carola Sachse mögliche Bereden unserer eigenen Familiengeschichten, die unsere wissenschaftlichen Diskussionen über Forschungsprobleme bisweilen bereicherten, bisweilen ausbremsten, folgte in etwa diesem Grundton. So erinnere ich die Jahre an der Technischen Universität Berlin, als Carola an ihrer 1987 eingereichten Dissertation und der 2001 erfolgten Habilitation arbeitete. Wir engagierten uns für die Etablierung der historischen Frauenforschung und erprobten deren Potential unter anderem anhand von Themen und Problemen der Familie in der Geschichte Deutschlands. Interessant waren dafür weniger generalisierende Theorien über die Familie als Gruppe und Institution nebst deren Funktionen und Funktionsverlusten im historischen Wandel, als zeitgenössische empirische sozialwissenschaftliche Forschungsarbeiten, die kritisch beurteilt als historische Quellen taugen. Beim gemeinsamen Diskutieren und Arbeiten waren Status- und Altersdifferenzen stets mit im Spiel. Für Carola Sachse war ich die von ihr als wissenschaftliche Beraterin und Gutachterin gewählte Professorin. Mich beschäftigte stärker unser vergleichsweise geringer Altersunterschied.

Als 1938 Geborene prägten mich die für Nachkrieg, Wiederaufbau, Wirtschaftswunder, Adenauerzeit massiv propagierten Familien- und Geschlechternormierungen; ich beendete mein Studium noch bevor ab Mitte der 1960er Jahre diese Normen durch die Studenten- und Frauenbewegungen von Grund auf infrage gestellt wurden. Zum eng gezogenen Normen-Korsett gehörte das Gerede

vom natürlichen weiblichen Beruf der Hausfrau, Gattin und Mutter; von einer Berufsausbildung für Frauen allenfalls als Einkommens-Vorsorge im Fall von Tod, Invalidität oder Nichtvorhandensein eines Ehegatten; von der niedrig entlohn-ten Frauenerwerbsarbeit, die nur dann keinen Anstoß erregte, wenn sie vorehe-lich oder als unverzichtbarer ehelicher Zuverdienst ausgeübt wurde. Frauen ohne Ehemann galten als Außenseiterinnen, die mehr oder weniger offen als alte Jung-fer, als Lesbe oder familienzestörerische Verführerin, als irgendwie schuldige Geschiedene oder als arme Witwe mit unzureichend erzogenen Waisen diskri-miniert wurden. Dazu passend zirkulierte als Kennzeichen für eine der Kriegs-folgen nicht das Wort „Männermangel“, sondern „Frauenüberschuss“. Auch gab man nach 1945 in Westdeutschland statt der nach dem Ersten Weltkrieg häufig beschworenen „Krise der Familie“ nun dem Idealbild der „vollständigen“ Vater-Mutter-Kinder-Familie den Vorzug, um nicht zuletzt mit negativem Unterton an diesem Ideal die „unvollständige“ Familie zu vermessen.



Carola Sachse mit ihrer Tochter Anna. (© Privatfoto: Anna Sachse)

Carola Sachse, Jahrgang 1951, wuchs in Westdeutschland schon als Ju-gendliche hinein in die international und national seit Mitte der 1960er Jahre schnell verallgemeinerten sozialen Emanzipationsbewegungen mit anfangs mitreißendem Gestaltungswillen und Zukunftsoptimismus und ihren vielfältigen fundamentalen Kritiken an der aktuellen Beschaffenheit von Gesellschaften, Wirtschaften und Staaten, die zum Überdenken vorher unhinterfragter Selbst-verständlichkeiten herausforderten. Hinzu kamen in der Bundesrepublik die scharfen Attacken gegen das Verdrängen der NS-Geschichte; junge Frauen und

Männer konfrontierten die Generationen der Eltern und Großeltern bis hinein in die eigenen Familien mit ihren Fragen nach Verantwortung, Beteiligung und Hinnahme des „Dritten Reichs“ nebst Judenvernichtung, Rassenpolitik und brutalen Ausbeutungen, Verwüstungen, Metzereien im Eroberungskrieg. All das schärfte das Wissen um die Generationen übergreifenden, geschichtlich wirksamen Zusammenhänge und zugleich die Skepsis gegenüber gängigen formelhaften Sprechweisen, die 1933 und 1945 als markante Brüche auswiesen.

Geschult durch solche Debatten und den langjährigen Austausch mit Kolleginnen und Kollegen aus den Sozialwissenschaften hat Carola Sachse schließlich als Historikerin eigene, gesellschaftsgeschichtlich überzeugende, originelle Forschungen zur Geschichte der Familie im Deutschland des 20. Jahrhunderts erarbeitet. Das präzise Befragen geschichtlicher Kontinuitäten kombiniert mit der Aufmerksamkeit für je spezifische Zeitumstände, in denen Entwicklungen historisch nachvollziehbar gelenkt wurden, sowie das genaue Beobachten dessen, was handelnde Personen innerhalb gegebener Verhältnisse und Strukturen taten und unterließen, ist insbesondere in zwei ihrer Bücher nachzulesen.

1990 erschien die überarbeitete Version ihrer Dissertation unter dem Titel *Siemens, der Nationalsozialismus und die moderne Familie. Eine Untersuchung zur sozialen Rationalisierung in Deutschland im 20. Jahrhundert*. Nachgezeichnet werden hier Verbindungen zwischen moderner Familie, Nationalsozialismus und dem unter anderem mit der Produktion und Vermarktung elektrischer Haushaltsgeräte erfolgreichen Unternehmen Siemens, das in der Zwischenkriegszeit seine betriebliche Sozialpolitik um ein Erziehungsprogramm zur Familien-Modernisierung ergänzte. Carola Sachse geht hier der Frage nach, wie und warum das seit Ende des 19. Jahrhunderts in Industriestaaten umgesetzte Modernisierungsprogramm der technisch-wirtschaftlichen Rationalisierung im 20. Jahrhundert erweitert wurde um „soziale Rationalisierung“. Dieses Konzept erlaubt theoretisch zu verorten, wie die parallelen Modernisierungen von Unternehmen, Familie und Lebenswelt in einem wechselseitigen Zusammenspiel verbunden, vorangetrieben und in unterschiedliche politische Systeme und Staaten je nach deren Erfordernissen und Möglichkeiten eingepasst wurden.

2002 folgte die Veröffentlichung der Habilitationsschrift. Der anspruchsvolle Buchtitel *Hausarbeitstag. Gerechtigkeit und Gleichberechtigung in Ost und West 1939–1994* putzt nicht etwa die Kleinigkeit namens Hausarbeitstag zu unverhältnismäßiger Größe heraus, sondern trifft ins Schwarze. Geboten wird ein aufschlussreicher Systemvergleich von DDR und BRD anhand des verschiedenartigen Umgangs mit dem Hausarbeitstag als konfliktträchtigem NS-Erbe. Hausfrauen erhielten während des Krieges Anspruch auf monatlich einen bezahlten Hausarbeitstag als Ausgleich für die Zumutung, dass unverzichtbare Frauenarbeit für die familiäre Hauswirtschaft kriegsbedingt vermehrt und dessen unge-

achtet Frauenlohnarbeit für die Kriegswirtschaft schließlich erzwungen wurde. Wo die Besatzungsmächte ihn nach Kriegsende nicht umgehend abgeschafft hatten, verteidigten erwerbstätige Hausfrauen den Hausarbeitstag – ein nun auch von Hausmännern und nicht verheirateten Hausfrauen im Namen von Gleichheit und Gerechtigkeit beanspruchtes Privileg – hartnäckig gegen alle Versuche ihn abzuschaffen. Sie waren auf Dauer nur in der DDR erfolgreich.

Die Problembereiche der Familie in der Geschichte Deutschlands, mit denen sich Carola Sachse in diesen beiden Büchern auseinandergesetzt hat, sind auch noch im 21. Jahrhundert brisant. Die historischen Fallstudien faszinieren durch vielseitige Informationen und Details, die als solche einmalig und nicht übertragbar sind. Dennoch können Carola Sachsens Untersuchungen für die Auseinandersetzung mit aktuellen Familien-Problemen sehr hilfreich sein. Das in beiden Büchern ausgearbeitete methodische Vorgehen hilft generell, die Wahrnehmungsmöglichkeiten zu erweitern; die Komplexität des Interagierens von Menschen, Artefakten, Ereignissen, Strukturen, Prozessen, Entwicklungen anzuerkennen; die jeweiligen Besonderheiten solchen Zusammenwirkens nachzuvollziehen und zu deuten. „Familie“ ist nach wie vor ein Wort für sehr verschiedenartige Inhalte. Trotzdem behauptet es sich sogar an prominenter Stelle in Verfassungen, Zivilrecht, Sozialpolitik. Seit dem Ende des 20. Jahrhunderts erweist sich eben diese Unschärfe des Wortes Familie mehr und mehr als politisch erfolgversprechendes Medium der Verständigung, um unter anderem die Messlatte der Normalfamilie endgültig abzuschaffen und die Vielfalt der mit Kindern zusammenlebenden Gruppen von Erwachsenen anzuerkennen, die gleich welchen Geschlechts, welcher Generation mit oder ohne Trauschein, an einem oder mehreren Orten ihr gemeinsames Leben gestalten. Was früher als Normenverstoß gehandelt wurde, wird zunehmend als verschiedenartige Lebensform und Lebenspraxis hingenommen und sogar geschützt. Im Zentrum der gesellschaftspolitisch ungelösten Familienprobleme stehen allerdings weiterhin die für Menschen Tag für Tag störenden strukturbedingten Missverhältnisse und Widersprüchlichkeiten. Da ist zum einen der profit- und marktorientierten Güterproduktion und deren Bedarf an Dienstleistungen und systemgerecht produzierenden und kaufenden Menschen Tribut zu zollen. Da soll zum andern die Familie mit ihrem Angebot an Versorgung und Zuwendung irgendwie bedürfnisorientiert die als legitim erachteten Erwartungen der unterschiedlichen Familienmitglieder erfüllen. Die von systembedingten Unvereinbarkeiten vorprogrammierten Konflikte werden bevorzugt in den Familien ausgetragen. Um Schäden von betroffenen Familien abzuwenden, bieten heute zwar eine Vielzahl vor- und nachsorgender privater und staatlich-kommunaler Einrichtungen ihre Dienste an. Doch wie die tiefer liegenden Konfliktstrukturen überwunden werden könnten, dafür gibt es bislang keine überzeugenden Lösungsangebote.

G Gleichstellung

Birgit Kolboske

Wen interessierte schon das Liebesleben des Che? Mit solchen Kleinigkeiten hielt die Geschichte sich nicht auf. Die Geschichte interessierte sich nicht für das Privatleben ihrer Helden. Denn sie wurde ja immer von Männern geschrieben.

Gioconda Belli, *Die bewohnte Frau*

Gender, Guerilleras und die Max-Planck-Gesellschaft

Was haben die lateinamerikanischen Guerillabewegungen mit der Max-Planck- bzw. Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft gemein? Beide verfügen über einen verschwindend geringen Frauenanteil in Leitungspositionen, sei es als *comandantes en jefe* oder als Direktorinnen. Ein nahezu identischer Topos fungiert als Exklusionskriterium sowohl für Wissenschaftlerinnen als auch Guerilleras: die Pflicht, das Leben ganz in den Dienst der Wissenschaft bzw. der Revolution zu stellen. Das Postulat einer Lebensform, die willkürlich und absolut das Soziale vom Epistemischen bzw. Revolutionären trennt, wird so zum Argument, um Frauen, die mutmaßlich dazu nicht fähig oder bereit sind, von den oberen Hierarchieebenen auszuschließen.

Die Wissenschaftlerinnen

Als 1948 in Göttingen die Max-Planck-Gesellschaft gegründet wurde, befanden sich noch drei der einst 13 KWG-Abteilungsleiterinnen in Berlin und ermöglichten so den Transfer ihrer dort verbliebenen Restabteilungen in die Max-Planck-Gesellschaft: die beiden 1946 an die wiedereröffnete Berliner Universität berufenen Professorinnen Elisabeth Schieman und Else Knake sowie Luise Holzappel. Schieman kommentierte schon Weihnachten 1946 lakonisch in einem Brief an ihre Freundin Lise Meitner: „Ordinarie kommen wohl auch weiterhin für Frauen nicht in Betracht“ (Scheich 2002, 278). Else Knake übernahm 1953 die Abteilung für Gewebeforschung an Hans Nachtsheims Dahlemer MPI für vergleichende Erbbiologie und Erbpathologie. Zwischen 1953 und 1961 scheiterten alle

Versuche sie zum Wissenschaftlichen Mitglied zu berufen an Nachtsheims Veto. Dass sich in der Max-Planck-Gesellschaft in den folgenden Jahrzehnten zunächst nur wenig an dieser Situation geändert hat, verdeutlicht die Bilanz von insgesamt nur dreizehn weiblichen gegenüber 678 männlichen Wissenschaftlichen Mitgliedern in den ersten fünfzig Jahren ihres Bestehens. Die mangelnde oder nicht ausreichende Beteiligung von Frauen setzte sich in der Max-Planck-Gesellschaft auf allen Qualifikations- und Hierarchiestufen fort.

Eine Anfrage der Bund-Länder-Kommission nach Frauenanteilen 1988 zwang die Max-Planck-Gesellschaft erstmals ihre Personalstatistiken geschlechtsspezifisch auszuweisen. Daraufhin veranlassten der Gesamtbetriebsrat der Max-Planck-Gesellschaft und sein Frauenausschuss eine interne *empirische Untersuchung zur Beschäftigungssituation von Männern und Frauen*. Das Fazit der 1993 veröffentlichten Studie war, dass sich trotz der „bestausgebildeten Frauengeneration, die die Bundesrepublik je hatte“ (Munz 1993) über alle Beschäftigungsgruppen hinweg ein Verteilungsmuster erkennen ließ, das Männer in den gut bezahlten, sicheren und einflussreicheren Arbeitsplätze zeigte, während die Repräsentanz von Frauen in dem Maße abnahm, wie Status, Gratifikation und Stabilität der Positionen zunahmen.

Der Wissenschaftliche Rat der Max-Planck-Gesellschaft hatte 1991 die Auffassung vertreten, dass „die berufliche Entwicklung von Frauen wie Männern inhaltlich, strukturell und sozial Bedingungen unterworfen ist, die historisch zu einer Diskriminierung von Frauen auch in der Wissenschaft geführt hat“ nicht länger tragbar sei. Grundlage seiner *Empfehlungen* bildete der Befund, dass im Hinblick auf die Zukunft der Wissenschaft die „rechtzeitige und volle Entfaltung aller Talente und Begabungen unverzichtbar“ sei. Dazu empfahl der Rat eine Reihe von Maßnahmen, die sich jedoch vor allem auf die bessere Vereinbarkeit von Wissenschaft und Familie konzentrierten, während eine Einflussnahme auf Personalentscheidungen, wie etwa eine Quotenregelung, „aus pragmatischen Gründen verworfen“ wurde. Die daraufhin von der Max-Planck-Gesellschaft initiierte Gleichstellungspolitik stützte sich im Wesentlichen auf drei Pfeiler: (1) einen Beschluss des MPG-Senats im März 1995 über die „Grundsätze zur Frauenförderung“, zu denen auch die Bestellung einer zentralen Gleichstellungsbeauftragten gehörte; (2) 1996 eine Gesamtbetriebsvereinbarung zwischen Gesamtbetriebsrat und Generalverwaltung zur „Gleichstellung von Frauen und Männern“ sowie (3) einen Frauenförder-Rahmenplan 1998.

Nachdem im September 1994 das *Gesetz zur Förderung von Frauen und der Vereinbarkeit von Familie und Beruf in der Bundesverwaltung und in den Gerichten des Bundes* (Frauenfördergesetz) in Kraft getreten war, konnte die Max-Planck-Gesellschaft Forderungen nach konkreter Umsetzung und entsprechenden Maßnahmen nicht länger außer Acht lassen, ohne empfindliche finanzielle Einbu-

ßen zu riskieren. Man kam zu dem Schluss, dass das Frauenfördergesetz seinem Wortlaut nach zwar nur für die Beschäftigten in den Verwaltungen des Bundes und einschlägiger Bundeseinrichtungen gälte und somit nicht unmittelbar für die Max-Planck-Gesellschaft. Da es aber auch Maßstäbe für künftige Erwartungen in Bezug auf frauenfördernde Maßnahmen bei Einrichtungen setzte, die – wie die Max-Planck-Gesellschaft – maßgeblich aus Bundesmitteln mitfinanziert wurden, herrschte prinzipiell Einvernehmen darüber, dass das Frauenfördergesetz als Grundlage für Maßnahmen in der Max-Planck-Gesellschaft gelten solle, dabei allerdings die Besonderheiten der Max-Planck-Gesellschaft berücksichtigt werden müssten.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass diese Anpassung an die MPG-Spezifika eine Entschärfung des Frauenfördergesetzes an entscheidenden Stellen bedeutete, sei es dass die Federführung bei der Umsetzung des Frauenförder-Rahmenplans *nicht* der Zentralen Gleichstellungsbeauftragten übertragen wurde (§ 4 Absatz 1) oder dass die Pflicht zur Erhöhung von Frauenanteilen nach Maßgabe der aufgestellten Pläne *nicht* für Berufungsverfahren galten (§ 7 Absatz 3), für die, wie Susanne Walther es formulierte, „lediglich eine Art frauenfreundlicher Gestaltungsauftrag formuliert wurde“ (1997, 33). Angesichts solch massiver Einschnitte in die Machtbefugnisse der Frauenbeauftragten insbesondere bei der Mitwirkung in Personalangelegenheiten überrascht nicht, dass Gleichstellungsbeauftragte und Gesamtbetriebsrat der Max-Planck-Gesellschaft unabhängig voneinander zu dem Ergebnis kamen, dass der Frauenförder-Rahmenplan ein viel zu schwaches Regelwerk sei, um den Frauenanteil auf allen Karrierestufen dem von Studierenden und Doktorandinnen anzugleichen.

Die Guerilleras

Im Herbst 1979 schien es, als habe die sandinistische Revolution nicht nur politisch, sondern auch in Bezug auf die Partizipation der Guerilleras/Frauen einen Präzedenzfall geschaffen. Nie zuvor hatten Frauen so offensichtlich, so spektakulär die politischen und militärischen Geschicke mitgelenkt wie im Fall der legendären nicaraguanischen Guerilleras, zu denen Dora María Téllez gehörten. Téllez befahligte, unterstützt von Edén Pastora und Hugo Torres, die Besetzung des Nationalpalastes in Managua im August 1978, die das Ende des Somoza-Regimes einleitete. Nach dem Sieg der Sandinist_innen gehörte sie bis Januar 1995 zur Nationalleitung der Sandinisten.

Die erste bekannte Guerillera Lateinamerikas war Haydee Tamara Bunke Bider, bekannt unter dem Namen „Tania“. Ihre Eltern flohen 1935 aus Nazideutschland nach Argentinien, wo sie geboren wurde und bis zur Rückkehr der Eltern Anfang der 1950er Jahre in die DDR aufwuchs. 1961 ging Tania nach Kuba, wo

sie eine militärische und geheimdienstliche Ausbildung erhielt, bevor sie 1964 als Spezialagentin des kubanischen Geheimdienstes nach Bolivien entsandt wurde. Nach ihrer Enttarnung im März 1967 schloss sie sich als einzige Frau den sechzig unter Che Guevara kämpfenden Guerilleros an. Nur fünf Monate später starb sie bei einem Gefecht und wurde zum Mythos der lateinamerikanischen Guerilla. Eine nähere Betrachtung ihrer Aufgaben als Guerillera verdeutlicht jedoch, dass hier mitnichten traditionelle Rollenbilder durchbrochen wurden. Als sie zur Guerrillatruppe stieß, war das erste, um das sie sich kümmern musste, die Wäsche der Genossen. Sie nähte ihnen die Knöpfe wieder an und widmete sich weiteren Dingen, „die eine Frau immer besser beherrscht als der Mann“ (Rojas und Rodriguez Calderón 1974, 117). Tania scheint damit keine Probleme gehabt zu haben. Als überzeugte Marxistin dieser Generation, war für sie die klassenlose Gesellschaft das oberste Ziel, das sie mit unerschütterlicher Disziplin und einer ideologischen Standfestigkeit verfolgte, in der kein Platz für „kleinbürgerlichen Feminismus“ war.



Sandinistische Guerilleras 1979 an der *frente sur* in Nicaragua.
(© Centro de Historia Militar, Managua, Nicaragua)

Angela Zago dagegen, von 1964 bis 1965 Guerillera in den venezolanischen *Fuerzas Armadas de Liberación Nacional*, erlebte derlei Diskrepanzen weitaus bewusster. Die Forderung, dass alle individuellen Bedürfnisse hinter der revolutionären Aufgabe zurückbleiben müssen, stellt sie in Frage: „Ein Revolutionär hat also kein Recht an seine eigenen Belange zu denken. Welch ein Widerspruch! Sind meine eigenen Belange etwa nicht Sache der Revolution? Wie ist es denn

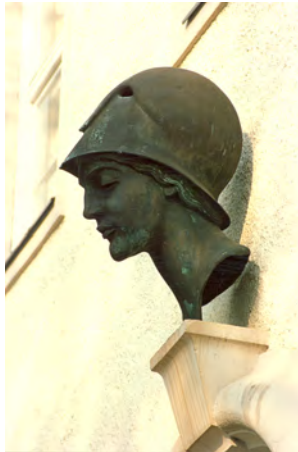
zu dieser Trennung gekommen? Hier die Revolution – und dort das Leben, später mal, wenn die Revolution mich nicht mehr braucht. Und wann soll das sein?“ (Zago 1972, 188). Dieses Dilemma, dass jede stärkere soziale Orientierung als Abweichung vom revolutionären Bewusstsein angesehen und damit kleinbürgerlicher Gefühlsduselei gleichgestellt wird, beklagen fast alle Guerilleras in ihren *Testimonios*.

Massive Kritik übt auch die ehemalige uruguayische Guerillera Ana María Araújo in ihrer Studie *Tupamaras: Des femmes de l'Uruguay* (1980), in der sie ihre eigenen Erfahrungen mit denen ihrer ehemaligen Weggefährtinnen verbindet. Die uruguayische Befreiungsfront der *Tupamaros* war die erste lateinamerikanische Befreiungsbewegung, die eine beträchtliche Anzahl an Guerilleras aufwies und Che Guevaras Konzept des *hombre nuevo*, des neuen Menschen/Mannes, grundsätzlich in Frage stellte: In seinen theoretischen Texten plädierte Guevara zwar für einen radikalen, gesamtgesellschaftlichen Umbruch, vertrat selbst aber weiterhin ein stereotyp patriarchales Frauenbild – siehe Tania. Doch auch innerhalb der *Tupamaros*-Strukturen hielten sich alte Rollenbilder. Dass hier erstmals die Beteiligung von Guerilleras vergleichsweise hoch war, ist wesentlich darauf zurückzuführen, dass die *Tupamaros* anders als die Guerillabewegungen in Guatemala, El Salvador oder Bolivien in erster Linie eine Stadtguerilla waren. Denn die Stadtguerillas kalkultierten mit dem Stereotyp der „friedfertigen Frau“ (Mitscherlich), um ihre urbanen Netze auszubauen. Araújo kritisiert, dass vorherrschende traditionelle Frauenbilder für revolutionäre Aktionen benutzt und damit tradiert wurden. Die *Tupamaras* mieteten beispielsweise konspirative Häuser an, arbeiteten als Sekretärinnen und wurden beauftragt, das männliche Wachpersonal der Banken zu betören, um es ungehindert überfallen zu können. Für Araújo sind solche Ablenkungsmanöver Ausgeburten des Männertraums von Heiliger und Hure. Dieses, dem Duktus des katholischen Patriarchats entstammende Bild, ist im Kontext lateinamerikanischer Revolutionsbewegungen umso perfider: Die Dichotomie von tugendhafter Frau und Hure entspricht einer realen Arbeitsteilung bei der ideologischen Reproduktion des Mannes in der Kolonialgesellschaft. Während die weiße Ehefrau die Ehre des Mannes gewährleistet und sein Heim hütet, mehren seine indianischen *encomendadas* und schwarzen Sklavinnen seinen Reichtum und werden so zum Spiegelbild männlicher Geltungsansprüche (Götz 1992).

Innerhalb der Guerillastruktur herrscht eine klassische Machtverteilung: Die Männer sind für den organisatorisch-administrativen Bereich zuständig, die Frauen für die Aufrechterhaltung der dafür benötigten Infrastruktur. Es kommt insgesamt kaum vor, dass Guerilleras Führungspositionen innehalten, ungeachtet der Tatsache, dass sie, wie es die ehemalige kolumbianische *comandante guerrillera* und spätere Politikerin Vera Grabe ausdrückte, über „handfestere Führungskapa-

zitäten“ verfügen als Männer (Beccassino 1989). Wie Zago problematisieren vor allem auch die Guerilleras des kolumbianischen *Movimiento 19 de Abril* und der *Tupamaros* die rigide Forderung nach Unterwerfung aller persönlichen Belange unter den revolutionären Prozess, insbesondere den hiermit verbundenen Verlust der Geschlechtsidentität: „Tu étais obligée d'adhérer aux valeurs masculines, de te déféminiser dans tous les domaines, de refouler les valeurs traditionnelles mais sans plus: sans créer sans chercher a partir de toi, de ton corps, de ton émotion, de ton sexe, des valeurs nouvelles.“ (Araújo 1980, 216 f.) Diese widersprüchlichen Komponenten – einmal wird das dezidiert weibliche Bild in den Dienst der Revolution gestellt, ein andermal muss die Guerillera, um der Revolution zweckdienlich zu sein, ihre Weiblichkeit ablegen oder gar verleugnen – sind Ausdruck androzentristischer Revolutionsmoral.

Minerva, die Guerillera?



Büste der Minerva mit Helm über dem Eingang des Archivs der Max-Planck-Gesellschaft. (© Archiv der MPG, Berlin-Dahlem)

Ihrem Artikel zur Frauenförderung in der Max-Planck-Gesellschaft stellte Susanne Walther 1997 die Frage voran: „Minerva, warum trägst Du so einen kriegerischen Helm?“ Und gab sich selbst die Antwort: „Weil ich noch so viel erkämpfen muss“ (Walther 1997, 35). Bislang ist für die Göttin der taktischen Kriegsführung

und Hüterin des Wissens, die das Emblem der Max-Planck-Gesellschaft ziert, noch nicht der Zeitpunkt gekommen, ihn abzunehmen.

Die Brüche in den Nachkriegskarrieren von Schiemann und Knake weisen darauf hin, dass ihr Geschlecht bei Berufungsverfahren als Exklusionskriterium fungierte. Es ist zu vermuten, dass von Anfang an männerdominierte Auswahlgremien und intransparente Bewertungssysteme informelle Netzwerke in der Max-Planck-Gesellschaft stärkten, die Frauen in Führungspositionen tendenziell ausgeschlossen haben. Wie diese *Old Boys Networks* funktionieren, hat Carola Sachse exemplarisch in ihrem Artikel zur „Persilscheinkultur“ über den Umgang mit der NS-Vergangenheit in der Max-Planck-Gesellschaft dargelegt (2002). Fälle wie die von Knake und Schiemann zeigen, dass man in der neugegründeten Max-Planck-Gesellschaft eher bereit war, mit Wissenschaftlern mit NS-Vergangenheit zusammenzuarbeiten als mit ihren politisch unbedenklichen Kolleginnen – ungeachtet ihrer gleichwertigen Qualifikation und durchaus größeren Berufserfahrung.

Die Erwartung, die revolutionären Bewegungen und Prozesse Lateinamerikas würden traditionelle Geschlechterrollen abschaffen, wurde enttäuscht. Stattdessen wurden in den Guerillastrukturen alte Genderstereotypen tradiert. Das Analyse-Konzept der *triple oppression* traf weitgehend auf Unverständnis und galt als kleinbürgerlich, also konterrevolutionär. Auch wenn der Kampf der Guerilleras um Partizipation und Emanzipation trotzdem gewisse Erfolge erzielt hat, fehlte den lateinamerikanischen Guerillabewegungen das Einbeziehen feministischer Konzeptionen in ihr revolutionäres Verständnis, um sich tatsächlich als die Avantgarde zu erweisen, die sie vorgaben zu sein.

Auch die erste Phase der Gleichstellungspolitik der Max-Planck-Gesellschaft ist wenig erfolgreich gewesen, was zum einen auf die bereits angesprochenen halbherzigen bzw. zu sehr auf die Vereinbarkeit von Beruf und Familie konzentrierten Maßnahmen zurückzuführen ist. Zum anderen hängt es mit den Mythen zusammen, denen die Max-Planck-Gesellschaft anhängt: Das Primat der herausragenden *Grundlagenforschung*, die ausschließlich hochqualifizierte Wissenschaftler im Sinne des *Harnack-Prinzips* verpflichtet, ist das grundlegende und immer wiederkehrende Argument dafür, dass der Gleichstellungsprozess in der Max-Planck-Gesellschaft zwangsläufig langwierig sein müsse – so er nicht der Wissenschaft schaden will. Die Max-Planck-Gesellschaft müsse sicherstellen, dass das Teilsystem Wissenschaft nicht der Tagespolitik geopfert würde (Baltes 1995, 4). Dieser Glaube, gepaart mit der offenbar unerschütterlichen Überzeugung, dass selbst in den 1990er Jahren gar nicht ausreichend qualifizierte Wissenschaftlerinnen vorhanden seien, ist entscheidend für viele Widerstände und Verzögerungstaktiken im Gleichstellungsprozess. 1998 führte Hubert Markl, der damalige Präsident der Max-Planck-Gesellschaft,

das Auseinanderklaffen des proklamierten Willens und der Berufsrealität als eine Ursache dafür an, dass die Max-Planck-Gesellschaft mit ihrem eklatant niedrigen Frauenanteil das Schlusslicht in Deutschland bilde. Umso bemerkenswerter, dass an der Spitze des im darauffolgenden Jahr ins Leben gerufenen Forschungsprogramms zur *Geschichte der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Nationalsozialismus* während der aktiven Forschungsphase ausschließlich Wissenschaftlerinnen standen, von denen eine Carola Sachse gewesen ist.

Literatur

- Araújo, Ana María (1980). *Tupamaras. Des femmes de l'Uruguay*. Paris: Editions des femmes.
- Baltes, Paul B. (1995). Förderung von Frauen in der Wissenschaft: Besser auf dem rechten Weg hinken als festen Schrittes abseits wandern. *MPG-Spiegel* 5:2–5.
- Beccassino, Angel (1989). *M-19: El heavy metal latinoamericano*. Bogota: Fondo Editorial Santodomingo.
- Götz, Helle (1992). Spiegelgeschichten. Frauenbilder in mestizischen Gesellschaften Lateinamerikas. In: *¡Basta! Frauen gegen Kolonialismus*. Berlin: Edition ID-Archiv.
- Munz, Sonja (1993). *Zur Beschäftigungssituation von Männern und Frauen in der Max-Planck-Gesellschaft. Eine empirische Bestandsaufnahme*. München: Studie im Auftrag der Generalverwaltung und des Gesamtbetriebsrates der MPG.
- Rojas, Marta und Mirta Rodríguez Calderón (1974). *Tania. La Guerrillera*. Buenos Aires: Distribuidora Baires.
- Sachse, Carola (2002). Persilscheinkultur. Zum Umgang mit der NS-Vergangenheit in der Kaiser-Wilhelm/Max-Planck-Gesellschaft. In: *Akademische Vergangenheitspolitik. Beiträge zur Wissenschaftskultur der Nachkriegszeit*. Hrsg. von Bernd Weisbrod. Göttingen: Wallstein Verlag, 223–252.
- Scheich, Elvira (2002). Elisabeth Schiemann (1881–1972): Patriotin im Zwiespalt. In: *Autarkie und Ostexpansion. Pflanzenzucht und Agrarforschung im Nationalsozialismus*. Hrsg. von Susanne Heim. Göttingen: Wallstein Verlag, 250–279.
- Walther, Susanne (1997). Minerva, warum trägst Du so einen kriegerischen Helm? Frauenförderung in der Max-Planck-Gesellschaft. In: *Juristinnen im Wissenschaftsbetrieb – Feminisierung der Jurisprudenz?* Hrsg. von Ursula Rust. Baden-Baden: Nomos, 30–35.
- Zago, Angela (1972). *Aquí no ha pasado nada*. Venezuela: Síntesis Dosmil.

H Hausarbeit

Irene Stoehr

Von Hausarbeit zu „Care“

„Hausarbeit“ scheint schlichtweg verschwunden zu sein. Zusammen mit „Frau“ verließ sie spätestens um die Jahrtausendwende die Bühne des Sagbaren, ging abschiedslos aus dem Diskurs, nicht nur dem der Gender- und Queerforschung und der zwischen diesen Forschungsansätzen oszillierenden Szene. Die hat übrigens nicht etwa gleichermaßen „Feminismus“ ad acta gelegt, was nahe liegen könnte. Der „Hausarbeit“ aber haftet wie der „Frau“ offenbar etwas Altmodisches, wenn nicht Naturhaftes an. Dabei lässt sich der einen nicht einmal der gleiche Vorwurf machen wie der anderen. Oder glaubt jemand, dass die Benennung und Unterscheidung von Hausarbeit deren soziale Realität und Zuschreibung erst konstruiert? Ein solcher Verdacht hatte bekanntlich seit Judith Butler zu einer Enttennung binärer Geschlechterbezeichnungen geführt. Ganz offensichtlich ist aber die Hausarbeit selbst nicht verschwunden. Es ist ein offenes Geheimnis, dass Putzen, Waschen, Einkaufen, Nahrung zubereiten, Betreuen von Kindern und pflegebedürftigen Angehörigen immer noch in privaten Haushalten und überwiegend von Frauen unbezahlt erledigt wird. Der Traum vom Verschwinden der Hausarbeit, genährt von industriellem Fortschrittsglauben oder Vergesellschaftungsutopien und verbunden mit der Zuversicht auf geschlechterpartnerschaftliche Bewältigung von Residuen dieser Arbeit, hat sich nicht wirklich erfüllt.

Wie kommt und was bedeutet es also, dass heute kaum noch öffentlich von Hausarbeit gesprochen wird? Und warum haben ausgerechnet Feministinnen den Begriff fallen lassen, obwohl es doch Feministinnen waren, die Mitte der 1970er Jahre Hausarbeit als unbezahlte Frauenarbeit überhaupt entdeckt und sichtbar gemacht haben, woran Barbara Duden (2009) vor einigen Jahren mit Recht erinnerte? Handelt es sich lediglich um eine Umbenennung im Interesse einer semantischen Modernisierung, etwa weil der Begriff „Care“, der nunmehr oft gefunden wird, wenn nach „Hausarbeit“ gesucht wird, fraglos besser zu „Gender“ passt, oder steckt mehr hinter diesem Begriffswandel? Im Folgenden werde ich das Verschwinden der Hausarbeit aus der Perspektive der deutschen Frauenbewegung und ihrer Geschichte in den Blick nehmen.

Auf der ersten feministischen Sommeruniversität 1976 in Berlin präsentierten Gisela Bock und Barbara Duden (1977) die These, dass Hausarbeit als unbe-

zahlte Frauenarbeit in kleinfamiliären Einzelhaushalten ein historisch neues Phänomen sei, dem für die Durchsetzung der kapitalistisch organisierten Industriegesellschaften zwischen dem Ende des 19. Jahrhunderts und den 1960er Jahren eine entscheidende Bedeutung zukam. Der Vortrag der beiden Historikerinnen war der Auftakt zu einer feministischen Kampagne, die „Lohn für Hausarbeit“ forderte, was wiederum auf heftige Widerstände auch innerhalb der Frauenbewegung stieß – beides freilich nicht zum ersten Mal in Deutschland, wie sich später herausstellte. Am Ende des deutschen Kaiserreichs, kurz vor dem Ersten Weltkrieg, wurde in der frühen deutschen Frauenbewegung viele Jahre über den Wert der Hausarbeit und die Forderung ihrer Entlohnung öffentlich debattiert. Schon damals fassten einige Protagonistinnen das Spektrum dieser Arbeit beträchtlich weit: So unterschied die junge Elly Heuss-Knapp 1912 die „mechanischen“ Tätigkeiten von den „geistig seelischen Aufgaben am Menschen“, die immer mehr Zeit und Aufwand erforderten. Sie entsprachen ungefähr denen, die bei Bock und Duden 1976 unter „Liebe als Arbeit“ gefasst wurden. Weitsichtig warnte Heuss-Knapp auch vor falschen Hoffnungen auf Verringerung oder Abschaffung der häuslichen Arbeit im Zuge des technischen und gesellschaftlichen Fortschritts, die in sozialistischen Frauenorganisationen wie auch im fortschrittlich-radikalen Flügel der bürgerlichen Frauenbewegung verbreitet waren.

Den entscheidenden Impuls zu dieser ersten Diskussion hatte Käthe Schirrmacher im Herbst 1905 gegeben (Stoehr 1981). Auf einer Versammlung des Verbandes Fortschrittlicher Frauenvereine trat die promovierte Romanistin gegen die Thesen der Hauptrednerin Maria Lischnewska zur „wirtschaftlichen Reform der Ehe“ an, die auf ein bedingungsloses Plädoyer für die Erwerbstätigkeit aller verheirateten Frauen hinausliefen. Eine „Kameradschaft der Geschlechter“ sei so lange nicht möglich, so die Lehrerin Lischnewska, wie die Ehefrau „keine wirtschaftlichen Werte hervorbringe“, sollte heißen: so lange sie nicht erwerbstätig war. Schirrmacher hielt dagegen, dass die häusliche Frauenarbeit nicht nur die „conditio sine qua non der außerhäuslichen Berufsarbeit des Mannes“, sondern selbst eine „produktive Tätigkeit“ sei. Sie pointierte eine ökonomische Schuld der „Allgemeinheit“ gegenüber der Hausarbeiterin, auch der unverheirateten. Schirrmachers Auditorium – die Versammlung des radikalen Flügels der bürgerlichen Frauenbewegung – lehnte ihre Vorschläge zur Bewertung der häuslichen Frauenarbeit als unzeitgemäß und „individualistisch“ ab und griff das Thema nicht mehr auf. Die sich später anschließende Debatte wurde hauptsächlich unter Vertreterinnen des gemäßigten Mehrheitsflügels der Frauenbewegung geführt und dabei Schirrmachers Thesen entsprechend moderiert. Auf dem Deutschen Frauenkongress 1912 in Berlin einigten sich die Delegierten schließlich auf den Vorschlag Marianne Webers für eine gesetzliche Regelung, der zufolge jede Ehefrau, und nur diese, Anspruch auf ein Haushaltsgeld sowie eine festzulegende Summe

Sondergeld für ihre persönlichen Bedürfnisse habe, die vom Lohn des Familienernährers abzuzweigen wären. Mit diesem Ergebnis, das der Abhängigkeit der Frau von ihrem Ehemann ebenso Tribut zollte wie der sozialen Ungerechtigkeit, und das den Staat mitnichten in die Pflicht nahm, verstummte die Debatte. Der Erste Weltkrieg führte den Streit vollends ad absurdum. In der deutschen „Heimatfront“ rührten Frauen von 1914 bis 1918 produktive und reproduktive Arbeiten, öffentliche und private Dienste für die Männerfront und das männerlose Vaterland zusammen, ohne nach Wert oder Lohn zu fragen.

Immerhin haben diese vaterländischen Dienstleistungen Frauen gesellschaftlich aufgewertet, ihnen zum Wahlrecht verholfen und die Elite der Frauenbewegung in politische Mitverantwortung für den neuen Staat gebracht. Während der Weimarer Jahre führten Geldentwertung, Verarmung und Arbeitslosigkeit im Verein mit den Anforderungen der neuen Wissenschaften vom Menschen, insbesondere der Psychologie, der Erziehungswissenschaft und der Haushaltsreform, zu einem Strukturwandel und zugleich zu einer Expansion der Hausarbeit. Familienfrauen mussten in großem Ausmaß – und nunmehr weitgehend ohne Dienstboten – Lohneinbußen kompensieren sowie gestiegenen Ansprüchen an Konfliktbewältigung, emotionalem Rückhalt und Kinderförderung gerecht werden. Geldforderungen erübrigten sich, weil Geld nichts wert oder weil keines vorhanden war. Hausarbeit erschien unbezahlbar wie nie zuvor und wurde zugleich öffentlich verhandelbar, in Medien und mittels einer rührigen doppelten Hausfrauenlobby: Die beiden 1915 gegründeten reichsweiten Hausfrauenverbände – einer für die urbanen, einer für die ländlichen Hausfrauen – expandierten und wurden ein mit der organisierten Frauenbewegung konkurrierender Machtfaktor. Zum großen Thema der 1920er Jahre avancierte die Rationalisierung und Effizienzsteigerung der Hausarbeit, von der Industrie propagiert und mit nur leicht differierenden Intentionen von einer „Hausfrauenbewegung“ aufgegriffen (Kittler 1980, 61 ff.). Ihre Wortführerinnen, Haushaltsexpertinnen und einzelne Vertreterinnen verschiedener Frauenorganisationen, wollten den Frauen mit rationellen Arbeitsabläufen und zeitsparenden Geräten vor allem mehr freie Zeit und Autonomie verschaffen. Zugleich waren sie an der Aufwertung der Hausarbeit interessiert und lehnten deshalb deren ökonomische Einbindung in die kapitalistische Ökonomie nicht ab, die der industrielle Gesamtkapitalist durchzusetzen sich anschickte. Der tat es wiederum – und gerade hierin folgten ihm die Frauen, wenn auch mit eigenen Intentionen – vor allem um der nächsten Generation willen, für deren Erziehung neue wissenschaftliche Standards eine hauptberufliche Beschäftigung der Mutter unerlässlich machten (Kittler 1980, 61 ff.).

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde in der deutschen Bundesrepublik der hierarchisch strukturierte Vater-Mutter-2 Kinder-Haushalt politisch, ökonomisch

und rechtlich gefördert und in den 1950er und 1960er Jahren zur nahezu universalen Lebensform. Müttern, die zum Familienlohn durch eigene Erwerbstätigkeit beitragen mussten, wurde einmal monatlich erlaubt, der Arbeit ohne Lohnverlust fernzubleiben und stattdessen in der Familienwohnung liegen gebliebene Hausarbeit zu verrichten. Dieser „Hausarbeitstag“ wurde allerdings nicht als bezahlte Hausarbeit diskutiert, sondern häufig als ein Sonderrecht des Arbeitsschutzes für Frauen angesehen, welches – wie Carola Sachse in ihrer eindrucksvollen Studie hervorgehoben hat – mit dem Artikel 3 des Grundgesetzes der Bundesrepublik kollidierte, in dem zum ersten Mal das Gebot der Gleichberechtigung von Männern und Frauen ohne Einschränkungen formuliert war. Mit der Reduktion der Wochenarbeitszeit (5-Tage-Woche) im Laufe der 1960er Jahre erledigte sich dieses zweifelhafte Frauenvorrecht in der Bundesrepublik von selbst, während es in der DDR trotz Gleichberechtigung bezeichnenderweise bis zu deren Eingliederung bestehen blieb (Sachse 2002).



Haushalt: Carola Sachses 2002 im Wallstein Verlag erschiene Habilitationschrift. (© Privates Foto und Buch: Birgit Kolboske)

Die geschlossene hierarchische Kleinfamilie sowie die der Frau darin gesellschaftlich zugewiesene Hausfrauenrolle war neben dem Abtreibungsverbot das wichtigste Angriffsziel der Neuen Frauenbewegung über ihre Entstehungsphase der frühen 1970er Jahre hinaus. Dass um 1975 die Forderung nach „Lohn für Hausarbeit“ wieder aufkam, erschien deshalb vielen paradox. Innerhalb der Frauenbewegung handelte es sich dabei vielleicht um den ersten Versuch, der bereits dominierenden Unterdrückungs- und Opferrhetorik ein aktives Frauenbild entgegenzusetzen. Spätere innerfeministische Offensiven gegen einen als dominant wahrgenommenen Hang zum kollektiven Selbstmitleid reichten von Konzepten der weiblichen Mittäterschaft über das Müttermanifest bis hin zum Affidamento, einem zeitweise auch in Westdeutschland einflussreichen politischen Konzept italienischer Feministinnen, dem zufolge weibliche Freiheit auf der Grundlage von Beziehungen zwischen Frauen entsteht. Zugleich war die neue, vorwiegend jungakademische Frauenbewegung mit ihrer Kritik an der „Hausfrauenrolle“ ein wichtiger Impuls für die Formulierung einer anderen feministischen Position, die das Hausarbeitsproblem nicht von einer der Soziologie entlehnten Rollentheorie her (viele Feministinnen waren Soziologinnen), sondern mehr historisch und politökonomisch angehen wollten. Bielefelder Theoretikerinnen erarbeiteten über Jahre eine erweiterte marxistische Analyse der Haus- und Subsistenzarbeit als besonderes und zugleich grundlegendes Ausbeutungsverhältnis im Kapitalismus.

Berliner Feministinnen entwickelten in Kooperation mit radikalfeministischen Gesellschaftskritikerinnen in den USA, Großbritannien und Italien die politische Forderung „Lohn für Hausarbeit für alle Frauen vom Staat“, die allerdings in der westdeutschen feministischen Öffentlichkeit weitgehend verworfen wurde. Die meisten nach Emanzipation strebenden Frauen mochten sich auf keinen Fall mit Hausfrauen identifizieren und auch nicht darauf vertrauen, dass Männer gerne die Hälfte der Hausarbeit übernehmen, wenn sie nur bezahlt würde. Vor allem galt die Abschaffung der Geschlechterdifferenz gewissermaßen als erstes Gebot der Neuen Frauenbewegung. Dagegen beruhte das Lohn-für-Hausarbeit-Konzept wie die Hausarbeit auf einer polarisierenden Geschlechterordnung, wie Barbara Duden in ihrem Rückblick von 2009 hervorhebt. Allerdings stellt sie dieser historischen Position nunmehr die New Economy gegenüber, die seit den 1970er Jahren das *One Adult Worker Modell* nahezu weltweit durchgesetzt hat. Der seitdem zunehmende ökonomische und gesellschaftliche Zwang jedes Individuums zur Erwerbsarbeit, ob mit oder ohne Kindern oder Partner, braucht dagegen, so Duden, die Gleichheitsrhetorik (Duden 2009). Über „Rhetorik“ hinaus wird die neue – neoliberale – Ökonomie durch Gesetze unterstützt, die bis heute bei der Umsetzung des Artikel 3 des Grundgesetzes auch Frauen privilegierende gesetzliche Ungleichheiten abschaffen, die beispielsweise geschiedenen Frauen oder Witwen bislang andere Arten von Einkommen als durch Erwerbsarbeit verschafften.

Seit den 1990er Jahren wird im feministischen Diskurs die Hausfrau schleichend durch die „Care-Arbeiterin“ ersetzt, bzw. diese füllt ein Vakuum, welches das Schweigen über die Hausfrau bereits hinterlassen hatte. Im Unterschied zu Hausarbeit umfasst Care-Arbeit nicht nur unbezahlte, sondern darüber hinaus alle schlecht beziehungsweise prekär bezahlten, außerhäuslichen Dienste an Menschen. Im Vergleich zu den Hausarbeitsdebatten früherer Jahre interessiert die Auseinandersetzung um „Care“ oder „Sorge“ viel mehr Menschen verschiedenen Geschlechts. Der Begriff „Care“ wurde in Deutschland mit einer Kontroverse um die Unterscheidung zwischen einer „männlichen“ Moral der Gerechtigkeit und einer „weiblichen“ Moral der Fürsorge populär, die das Buch *In a Different Voice* der amerikanischen Soziologin Carol Gilligan ausgelöst hatte. Die deutsche Übersetzung erschien 1985 und passte gut in das Jahrzehnt des Streites um Differenz, des *cultural turn* sowie der ökologischen Bewegung, in dem soziale und ökonomische Fragen für das alternative Bewegungsspektrum zweitrangig wurden. Nicht zufällig zeitgleich mit der Formierung der Antiglobalisierungsbewegung (Attac) um die Jahrtausendwende politisierte sich der Care-Diskurs seinerseits zu einer Bewegung, die kaum weniger als eine Rettung der Erde und ihrer Bewohner anvisiert, die von den sorgenden Tätigkeiten vor allem der Frauen her gedacht wird. Diesem öko-ethischen Verantwortungsimpuls wird inzwischen aus dem wachsenden Spektrum der Beteiligten eine politökonomische Dimension hinzugefügt, in der aus den Hausarbeitsdebatten der 1970er Jahre insbesondere auf den „Bielefelder Ansatz“ von Maria Mies, Veronika Bennholdt-Thomsen und Claudia von Werlhof zurückgegriffen wird. Der hatte die marxistische Analyse dahingehend erweitert, dass die Bedeutung von „Subsistenzarbeit“ – oft synonym mit „Hausarbeit“ gebraucht – für den Kapitalismus erklärbar wird. Der Anspruch der Care-Bewegung ist offenbar, marxistische, ökologische, ethische und feministische Analysen zu verbinden, oder – wenn wir so wollen – mit dem gesammelten Know-how der sozialen Nachkriegsbewegungen an diese monströse Aufgabe heranzugehen. Denn das Ziel, auf eine Kurzformel gebracht, lautet schlicht: die Sorge um andere Menschen und den Erhalt der Lebensräume an die Stelle der Profitmaximierung zu setzen (siehe das Vorwort in *Care statt Cash* 2013).

In der neuen Bewegung sind viele Feministinnen aktiv, die sich aus dem zähen Ringen um egalitäre Gleichberechtigung ausgeklinkt haben bzw. bereits vorher andere Wege gegangen sind. Insofern ist die Care-Bewegung auch als die innerfeministische Opposition gegen einen aktuellen Mainstream- beziehungsweise gender-mainstreaming-Feminismus anzusehen, aber zugleich und vor allem richtet sie sich gegen den neoliberalen Kapitalismus selbst, mit dessen profitabler Einebnung von Geschlechterdifferenzen sich Feministinnen heute in oft unwillkommener Allianz finden. Die US-feministische Politikwissenschaftlerin Nancy Fraser spitzte diese Beobachtung 2009 in *Blätter für deutsche und interna-*

tionale Politik für die Frauenbewegungen der Wohlfahrtsstaaten folgendermaßen zu: Mit der Transformation des „staatlich organisierten Kapitalismus“ der ersten drei Nachkriegsjahrzehnte in den Neoliberalismus seit den 1970er Jahren hätten feministische Gesellschaftskritiken weitgehend unbemerkt folgenreiche Umdeutungen erfahren, die zur Entbindung des desorganisierten Kapitalismus beitrugen und schließlich auch zu einem *cultural turn* des Feminismus führten. Insbesondere die Kritik des „Familienlohns“, laut Fraser einst „Kernstück einer radikalen Analyse des androzentrischen Kapitalismus“, diene heute dazu, die Überbewertung der Lohnarbeit – und entsprechend die Durchsetzung des sogenannten *One Adult Worker Modells*, also die Erwerbstätigkeit aller erwachsenen Menschen, [I.S.] – noch zu verstärken.

Zusammenfassend trage ich zur Beantwortung meiner Ausgangsfrage, warum die Rede über „Care“ offenbar die über „Hausarbeit“ abgelöst hat, zwei Überlegungen bei:

1. Hausarbeit wird in den neokapitalistischen Gesellschaften, wo alle gesunden, erwachsenen Individuen gezwungen sind, erwerbstätig – das heißt frei für den Arbeitsmarkt – zu sein, zunehmend reprivatisiert, dementsprechend schwer benennbar und erkennbar. Sie lässt sich auch nicht mehr mit einer abgrenzbaren Personengruppe verknüpfen, schon gar nicht mit „Frauen“, die ihrerseits unbenennbar geworden sind. Wegen der nunmehr in verschiedenen Formen aus dem Privathaushalt ausgelagerten Arbeiten entfällt prinzipiell auch das „Haus“ als Bezugsort. Die vorher unter Hausarbeit verstandenen Tätigkeiten werden mit anderen – früher oft als „hausarbeitsnah“ bezeichneten – Arbeiten unter einem neuen Bezugsbegriff zusammengefasst, der aktuellen politischen Intentionen gerecht wird.
2. „Care“ pointiert die ethische Dimension bzw. den positiven Wert einer Arbeit, die in der Hausarbeitsdebatte fast ausschließlich unter dem Focus ihrer Ausbeutung gesehen wurde. „Care“ erlaubt es auch, die politische Ausrichtung auf den Staat zu lösen, der die neue Ökonomie längst nicht mehr organisiert. Zwar werden neuerdings ökonomische Ansätze eingebracht, die Care-Arbeit als unabdingbare Voraussetzung des Kapitalismus analysieren (Käthe Schirrmacher hatte 1905 von „*conditio sine qua non* der außerhäuslichen Berufsarbeit des Mannes“ gesprochen), aber nicht zufällig berufen sich die Autorinnen dabei nicht auf „Lohn für Hausarbeit“, sondern auf Subsistenzarbeit (*Care statt Cash* 2013, 86 ff., 106 ff.). Denn bei aller Heterogenität eint die Care-Bewegung das Ziel, mit einer angemessen bezahlten und in ihrer Qualität verbesserten Care-Arbeit eine lebenswerte Welt zu schaffen.

Literatur

- Bock, Gisela und Barbara Duden (1977). Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit. Zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus. In: *Frauen und Wissenschaft. Beiträge zur 1. Sommeruniversität für Frauen*. Hrsg. von Gruppe Berliner Dozentinnen. Berlin: Courage Verlag, 118–199.
- Care statt Crash. Denknetz, Jahrbuch* (2013). Zürich: Edition 8.
- Duden, Barbara (2009). Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit. Ein Rückblick. *Olympe* 30:16–26.
- Fraser, Nancy (2009). Feminismus, Kapitalismus und die List der Geschichte. *Blätter für deutsche und internationale Politik* 8:43–57.
- Gilligan, Carol (1982). In *a Different Voice. Psychological Theory and Women's Development*. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Kittler, Gertraude (1980). *Hausarbeit. Zur Geschichte einer Naturressource*. München: Frauenoffensive.
- Sachse, Carola (2002). *Der Hausarbeitstag. Gerechtigkeit und Gleichberechtigung in Ost und West 1939–1994*. Göttingen: Wallstein.
- Stoehr, Irene (1981). Ein sozialpolitischer Treppenwitz? Lohn für Hausarbeit 1905. *Courage* 5:34–39.

I Institutionen

Axel C. Hüntelmann

Unter dem Stichwort „Institution“ vermerkt das *Historische Wörterbuch der Philosophie* (HWP), dass die umgangssprachliche Verwendung des Begriffes „Institution“ von einer „kaum präzisierbaren Allgemeinheit“ (Eisler 1976, Sp. 418) sei. Mit einer Institution verbinden die meisten Menschen eine Vorstellung – und meist eine negative, wie etwa die einer „verknöcherten Institution“. Das „Unbehagen an den Institutionen“ (Gimmler 1996, 1) beruht auf individuellen Erfahrungen mit Bürokratie und Verwaltung, Assoziationen von hierarchischer Ordnung und organisatorischen Ablaufprozessen. Und als „totale Institution“ oder als *Institutions of Confinement*, um Termini oder Buchtitel von Erving Goffman oder Norbert Finzsch und Robert Jütte zu zitieren, als Einrichtungen, in denen von der Gesellschaft ausgeschlossene, hilfsbedürftige oder stigmatisierte Menschen interniert und einer institutionellen Macht wehrlos ausgeliefert sind, genießt die Institution einen denkbar schlechten Ruf. Die Vorstellung von Institutionen ist meist gebunden an konkrete Erfahrungen oder eine bestimmte, real existierende gesellschaftliche Einrichtung: eine Behörde, eine Anstalt oder eben der verkürzten Form der Institution, dem Institut.

Der Begriff „Institution“ wird in der Rechtstheorie, Philosophie, Institutionenökonomie und vor allem in den Sozialwissenschaften verwendet. Vor allem in der Soziologie bemühte man sich um eine begriffliche Klärung. Institution und Institut haben den gleichen Wortstamm: So wird „Institut“ aus dem lateinischen Verb „instituere“, was „einrichten“ oder „errichten“ (aber auch „ordnen“) bedeutet, und Institution aus dem Nomen „institutio“ abgeleitet, was mit „Einrichtung“ übersetzt wird. In enger Verbindung mit der „Institution“ steht auch der Begriff „Organisation“, der gleichfalls aus dem lateinischen entlehnt „einrichten“, „gestalten“ oder „planmäßig ordnen“ bedeutet. Der Sinngehalt der Begriffe überlappt sich daher und in der Alltagssprache werden „Organisation“ und „Institution“ bisweilen auch synonym verwendet, wie Mateusz Stachura konstatiert (2014, 200). Doch in der (soziologischen) Fachsprache gibt es, Stachura zufolge, eine klare Trennlinie: „Während unter Organisationen kollektive Akteure samt ihrer materiellen Ausstattung verstanden werden, beziehen sich Institutionen ausschließlich auf mehr oder weniger formalisierte Handlungsregeln, die gegebenenfalls zu Bestandteilen einer organisierten Handlungsstruktur werden können“.

Jenseits etymologischer Ableitung ist der Begriff „Institution“ in seiner vielfältigen Verwendung nur schwer zu definieren und soll hier in zweierlei Hinsicht differenziert werden: In Anlehnung an die Bedeutung des Begriffes „Institut“ kann man unter „Institutionen“ rechtlich verfasste gesellschaftliche Einrichtungen mit geregelten Arbeitsabläufen und funktionaler Arbeitsteilung verstehen, wie Behörden und Gerichte, wirtschaftliche, gesellschaftliche oder kulturelle Organisationen, Universitäten oder wissenschaftliche Forschungseinrichtungen, die mit einer eigenen Rechtspersönlichkeit ausgestattet sind und die sich in Gebäuden manifestieren.

Zum anderen wird unter Institution eine Einrichtung mit normativer Bedeutung verstanden. Institutionen in diesem grundlegenden Sinne wären dann „jegliche Form bewusst gestalteter oder ungeplant entstandener stabiler, dauerhafter Muster menschl. Beziehungen, die in einer Gesellschaft erzwungen oder durch die allseits als legitim geltenden Ordnungsvorstellungen getragen und tatsächlich ‚gelebt‘ werden“ (Hillmann 2007, 381). In den Sozialwissenschaften wird der Begriff verwendet, um gesellschaftliche Entitäten zu beschreiben: So werden beispielsweise die Familie, das Eigentum, der Staat, die Nation, die Kirche oder ganz allgemein Gesellschaften und Gemeinschaften als Institutionen aufgefasst. Die entsprechenden Nachschlagewerke unterscheiden in den Sozialwissenschaften vor allem die Verwendung des Begriffs in der funktionalistischen Kulturtheorie Bronislaw Malinowskis, der Institutionen als „soziale Einheiten“ definiert, in denen die Befriedigung sozialer Bedürfnisse gruppenhaft (klassifiziert nach Funktionen) organisiert werden; ferner in der anthropologischen Theorie Arnold Gehlens, in der Institutionen beim Menschen Ersatzfunktionen für dessen reduzierten Instinkte übernehmen (HWP Bd. 4, Sp. 420–423). Nach Gehlen haben Institutionen eine fundamentale Bedeutung für das menschliche Handeln. Weiterhin wurde der Begriff „Institution“ von Émile Durkheim und Max Weber geprägt. Weber hat den Begriff „Institution“ nicht explizit in seinen Werken diskutiert, allerdings findet der Begriff „institutionell“ Erwähnung. Als institutionelle Wendung wird der Prozess der Versachlichung der ursprünglich an das Charisma einer Person gebundenen Herrschaft beschrieben, wenn sich die personell gebundene Herrschaft über Institutionen verstetigt (vgl. Lepsius 1990; Gimmler 1996). Mit Durkheim wiederum lässt sich der Bogen von Institutionen als abstrakte soziale Phänomene hin zu Institutionen als real existierende Einrichtung insoweit schlagen, als dass Durkheim soziale Phänomene wie physische Dinge erachtet und solchermaßen verdinglichte soziale Phänomene als Institutionen bezeichnet hat (HWP Bd. 4, Sp. 421 f.).

Unabhängig davon, ob man Institutionen nun als vage gesellschaftliche Entitäten, Gemeinschaften oder Verbände auffasst oder im engeren Sinne als konkrete gesellschaftliche Einrichtungen – die zitierten Nachschlagewerke betonen

die Regelmäßigkeit und Regelhaftigkeit von und in Institutionen: So bezeichnet Oswald Schwemmer (EP Bd. 2, S. 1110) als Institution, wenn sich etwas „regelmäßig in einer Gesellschaft etabliert hat“. Douglass C. North definiert Institutionen schlicht als „Spielregeln einer Gesellschaft“ (North 1992 [1990], 3). Und der Brockhaus des medialen Zeitalters, Wikipedia, beschreibt Institutionen als ein soziale Ordnung generierendes Regelsystem, „das soziale Verhalten und Handeln von Individuen, Gruppen und Gemeinschaften in einer Weise formt, stabilisiert und lenkt“.

Ein Zusammenhang zwischen dem abstrakten Begriff der Institution als soziales Phänomen einerseits und der Institution als reale Einrichtung andererseits lässt sich auch über den Prozess der Institutionalisierung herstellen, den Hillmann (2007, 382) als Prozess der Verfestigung regelmäßig wiederkehrenden Verhaltens definiert. Diese Verfestigung kann über bestimmte Handlungsziele und konkrete Verhaltensweisen erfolgen bis hin zur Manifestierung in einer Einrichtung oder „die gesellschaftliche Fixierung zu einer Organisation“, die wiederum „über ihre Tradition zu einer anerkannten oder maßstäblichen Referenzgröße“ werden kann (Enzyklopädie Philosophie [EP], Bd. 2, S. 1110).

Legt man eine erweiterte Verwendung des Begriffs „Institution“ im Sinne einer gesellschaftlichen Einheit mit übergeordneter Bedeutung zugrunde, so sind alle Autor_innen dieses Bandes und ist nicht zuletzt Carola Sachse selbst Bestandteil dieser gesellschaftlichen Einheit „Wissenschaft“ mit ihren normativen Regeln. Seit der so genannten wissenschaftlichen Revolution hatten Wissenschaft beziehungsweise die Wissenschaft betreibenden Akteure objektiv und allein der als gegeben erachteten (natur-)wissenschaftlichen Wahrheit verpflichtet zu sein. Die erzielten wissenschaftlichen Experimente sollten unabhängig von Zeit, Raum und der ausführenden Person die gleichen Ergebnisse erzielen und somit allgemeingültige, naturgegebene Gesetze belegen. Gesellschaftliche, kulturelle, politische oder finanzielle Einflüsse auf die Experimente galten (und gelten) als störende Faktoren, die die Ergebnisse der Versuche negativ beeinflussen, womöglich verfälschen oder von vorneherein Wissenschaft korrumpieren. Die Subjektivität des Wissenschaftlers oder die die „eigentliche“ Wissenschaft ermöglichenden Bedingungen, etablierenden und stabilisierenden (Infra-)Strukturen wurden in den Darstellungen der wissenschaftlichen Leistungen herausgefiltert, herausgedacht und unsichtbar. Diese „Verdrängung“ hat sich in der Forschung zur Geschichte der Wissenschaften lange Zeit tradiert und fortgesetzt. Erst seit den 1970er Jahren gibt es zahlreiche (wissenschafts-)historische Projekte, die den Zusammenhang und die wechselseitige Beeinflussung von Wissenschaft, Gesellschaft und Politik untersucht haben; oder Arbeiten zu wissenschaftlichen Netzwerken, die Wissenschaft in ein Geflecht von sozialen, kulturellen, politischen und ökonomischen Beziehungen eingebettet haben; oder Arbeiten zu technischen Assistenten und

Hilfsarbeitern in den Wissenschaften und schließlich zu Genderaspekten und der Rolle von Frauen in der wissenschaftlichen Forschung. In diesem Forschungskontext könnte man auch Carola Sachses Arbeiten zur betrieblichen Sozialpolitik und zum „Hausarbeitstag“ im Kontext der Herausbildung der Institution „Wohlfahrtsstaat“ situieren und in Anlehnung an Kathleen Thelen (2004) querlesen, die zur Ausbildung von Facharbeitern in verschiedenen Staaten gearbeitet hat. Ähnlich wie Thelen, die im Kontext der Neuen Institutionenökonomie zeigt, wie sich die Fachausbildung in Deutschland, Nordamerika, Großbritannien und Japan in der sich gleichfalls wandelnden kapitalistischen Wirtschaftsordnung völlig anders institutionell entwickelt hat, zeigt Carola Sachse, wie der im Nationalsozialismus eingeführte „Hausarbeitstag“ in den beiden deutschen Staaten, in konkurrierenden wirtschaftlichen und politischen Systemen fortgesetzt und im Ergebnis stabilisiert und institutionell verankert wurde. Sachse beschreibt, wie trotz teilweise konträrer Vorstellungen der Akteure von sozialer (und Geschlechter-) Gerechtigkeit und gegensätzlicher Argumentation die Spielregeln, die zur Gewährung eines Haushaltstages berechtigten, ausgehandelt und um die Hoheit dieser Spielregeln gerichtlich gestritten wurde.

Es gibt jedoch noch weitere Schnittstellen von Carola Sachse und Institutionen: Sie war entscheidend an der historischen Erforschung von konkreten wissenschaftlichen Institutionen beteiligt. In jenem Jahr, als sie Leiterin des Forschungsprogramms der Max-Planck-Gesellschaft „Geschichte der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Nationalsozialismus“ wurde, veröffentlichte Rüdiger vom Bruch (2000) einen Aufsatz, in dem er die Möglichkeit einer institutionengeschichtlichen Perspektive auslotet. In dem Artikel wird der Begriff „Institution“ jedoch nicht weiter reflektiert oder explizit definiert, sondern als selbstverständlich vorausgesetzt: also Institution im engeren Sinne als rechtlich verfasste gesellschaftliche Einrichtung. Vom Bruch plädiert für eine historisch sozio-kulturelle Einbettung von Institutionen und deren Einfluss auf die Formation wissenschaftlicher Prozesse und er zitiert einige Studien, die seit den 1970er Jahren entstanden waren und wissenschaftliche Institutionen des 19. und 20. Jahrhunderts untersucht hatten. Unklar bleibt indes, warum der Typus „Institution“ und das „Institut“ Ende des 18. Jahrhunderts aufkam und der Begriff erstmals in zeitgenössischen Lexika verzeichnet wurde: „Wissenschaft“ wurde zur oben beschriebenen normativ wirksamen „Institution“, während sich parallel zu dieser Entwicklung der Begriff „Institution“ herausbildete und die wissenschaftliche Institution, das Institut, als „moderne“ Forschungseinrichtung entstand.

Ebenso ist bemerkenswert, dass vom Bruch zwar die zunehmende Anzahl von Arbeiten zur Geschichte wissenschaftlicher Institutionen beschreibt, doch das Einsetzen dieser Konjunktur, die ihren Höhepunkt erst noch mit

den groß angelegten Forschungsprojekten wie denen zur Geschichte der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Nationalsozialismus oder zur Deutschen Forschungsgemeinschaft in der 2000er Jahren erreichen sollte, nicht weiter diskutiert. Freilich gab es auch vor 1970 historische Abhandlungen zur Geschichte von Institutionen in Form von Festschriften, doch das zunehmende Interesse an der Geschichte gesellschaftlicher (und wissenschaftlicher) Einrichtungen resultierte aus den Fragen, wie Institutionen die nationalsozialistische Herrschaft ermöglicht oder befördert hatten und wie die nationalsozialistische Herrschaft mittels Institutionen durchgesetzt, wie durch Institutionen regiert wurde. Spätestens seitdem war „Institution“ ein negativ besetzter Begriff, der meist mit Machtausübung und Unterdrückung gleichgesetzt wurde. Während sich die auf die Institutionen fokussierte Perspektive in den folgenden Jahrzehnten veränderte und Fragen zu Entstehungsbedingungen von Wissen in Institutionen erörtert wurden, nahm zugleich das Interesse an Institutionen als Untersuchungsgegenstand ab: Der Blick richtet sich nun auf wissenschaftliche Netzwerke, Objekte und epistemische Praktiken.

An der Entstehung institutionengeschichtlicher Studien hatte Carola Sachse nicht nur als langjährige Leiterin des Forschungsprogramms der Max-Planck-Gesellschaft zur Geschichte der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Nationalsozialismus maßgeblich Anteil, sondern sie hat darüber hinaus ihre Erfahrungen im Beirat verschiedener Projekte, wie beispielsweise denen zur Geschichte der Deutschen Forschungsgemeinschaft oder des Robert-Koch-Instituts während der Zeit des Nationalsozialismus, eingebracht. Geschlechter- und Machtverhältnisse lassen sich besonders gut in Institutionen (im engeren Sinne), und mit Bezug auf Carola Sachses Forschungsfeld, in wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Institutionen, untersuchen und das Spannungsverhältnis von Wissen, Macht und Geschlecht ausloten. Vor allem die Untersuchung von Institutionen als rechtlich verfasste reale Einrichtungen ermöglicht es, Fragen nach dem Innenleben und dem Funktionieren von Gruppen und Organisationen zu stellen. Wie funktionieren diese das Leben der Einzelnen bestimmenden Einrichtungen? Wie ist das Leben der und in den Institutionen organisiert? Wie sind Prozesse und Abläufe in Institutionen geregelt? Nach welchen Kriterien werden Entscheidungen getroffen? Nach welchen Kriterien wird Wissen als wissenschaftlich und Überlieferungswert erachtet? Welches Wissen wird als förderungswert und -würdig erachtet? Gerade wissenschaftliche Institutionen bieten sich als Untersuchungsobjekte an. Mary Douglas gab 1986 in *Wie Institutionen denken* Anregungen dazu, wie man in Anlehnung an Émile Durkheim und Ludwik Fleck die in den Institutionen tätigen Akteure als Kollektive beziehungsweise als Denkkollektive auffassen kann. In ihrer Publikation, in denen sie kollektives Verhalten erklärt, definiert Douglas Institutionen als Konventionen, die sich stabilisieren und in legitime soziale Institutionen

verwandeln können, letztlich als manifeste Formen dieser Konventionen und Regelungen. In ihren Forschungen zur Geschichte wissenschaftlicher Institutionen im Nationalsozialismus hat Carola Sachse auch gezeigt, welche disziplinierende Macht durch Institutionen ausgeübt wird und wie Institutionen Macht über Leben und Tod entfalten können.

Im Anschluss an die wissenschaftshistorischen Arbeiten der letzten Jahre gilt es, den Blick auf Wissenschaft und Forschung ermöglichende Strukturen zu lenken. Diese Perspektive muss den Fokus einerseits auf die Strukturen richten und andererseits auf die Organisation im Sinne einer planmäßigen Einrichtung, Ordnung und Regelung von Abläufen und Prozessen innerhalb institutioneller Strukturen, um das Leben von Institution (im konkreteren Sinne als Institut) analysieren und beschreiben zu können: Wie formieren sich Denkkollektive zu Institutionen? Inwieweit bieten und ermöglichen und inwieweit begrenzen Institutionen Handlungsspielräume? Wie werden Routinen implementiert (und inwieweit manifestiert sich über Routinen eine Institution)? Inwieweit haben Institutionen durch Routinisierung und Standardisierung von Ablaufprozessen kognitive Entlastungsfunktion? Während man mittels Institutionen normative Strukturen und Regelsysteme von Einrichtungen analysieren kann, würde die Organisation die dieser Einrichtung innewohnenden Abläufe und Prozesse beschreiben.

Schließlich hat Carla Sachse in unterschiedlichen wissenschaftlichen und wissenschaftspolitischen Institutionen gearbeitet und diese geprägt, sich mit Machtstrukturen auseinandergesetzt und für Geschlechter-Gerechtigkeit eingesetzt – sie war Bestandteil dieser Institutionen. Dabei hat sie erlebt und erfahren, dass die Ablaufprozesse innerhalb der verschiedenen Institutionen völlig unterschiedlich waren und eigenen gesellschaftlich bedingten und geschichtlich geprägten Logiken unterlagen: Wie organisiert man in der Verwaltung des Berliner Senats erfolgreich Frauenforschung und wie gelingt es, politische Projekte zur Förderung der Frauenforschung und von Forscherinnen durch die bürokratischen Prozesse zu lotsen? Wie wird ein Forschungsprogramm wie die Präsidentenkommission zur Geschichte der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Nationalsozialismus erfolgreich geführt, fortgesetzt und ausgeweitet? Die Unterschiede in den jeweiligen Institutionen werden auch an dem völlig unterschiedlichen Kommunikationsaufwand deutlich, der betrieben werden musste, um zwischen Politik und Bürokratie, Wissenschaftler_innen, Studierenden und Öffentlichkeit zu vermitteln. Wie Entscheidungen über Forschungsvorhaben, die Finanzierung von Mitarbeitern und Gastwissenschaftlern getroffen und legitimiert werden, hat Carola Sachse nicht nur historisch erforscht, sondern in Institutionen praktisch erlebt. Hierbei waren, um ein Anliegen Robert Seyferts stark zu machen (2011), Institutionen nicht nur disziplinierend, kontrollierend

und begrenzend, sondern dienten ihr auch zur Schaffung von Perspektiven und „der Ausweitung und Integration begrenzter Gruppenzusammenhänge“.

Literatur

- Bruch, Rüdiger vom (2000). Vom Nutzen und Nachteil institutionengeschichtlicher Perspektiven. *Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte* 23:37–49.
- Douglas, Mary (1991 [1986]). *Wie Institutionen denken*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Eisler, Rudolf (1976). *Historisches Wörterbuch der Philosophie, Bd. 04: Historisches Wörterbuch der Philosophie: I - K*. Basel: Schwabe.
- Gimmler, Antje (1996). *Institution und Individuum. Die implizite Institutionentheorie von Max Weber und Jürgen Habermas*. Diss. Universität Bamberg.
- Hillmann, Karl-Heinz (2007). *Wörterbuch der Soziologie*. 5. Aufl. Stuttgart: Alfred Kröner.
- North, Douglass C. (1992 [1990]). *Institutionen, institutioneller Wandel und Wirtschaftsleistung*. Tübingen: J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).
- Seyfert, Robert (2011). *Das Leben der Institutionen. Zu einer allgemeinen Theorie der Institutionalisierung*. Göttingen: Velbrück Wissenschaft.
- Stachura, Mateusz (2014). Institution. In: *Wörterbuch der Soziologie*. Hrsg. von Günter Endrweit u. a. 3. Aufl. Konstanz: UVK.
- Thelen, Kathleen (2004). *How Institutions Evolve. The Political Economy of Skills in Germany, Britain, the United States, and Japan*. Cambridge: Cambridge University Press.

J Jubiläum

Susanne Heim, Ina Heumann, Axel C. Hüntelmann, Birgit Kolboske

Denkt man an Carola Sachse, so fallen einem mindestens zwei Phänomene ein, die treffend den Buchstaben J in einem ABC der transnationalen Zeitgeschichte vertreten könnten: Da wäre beispielsweise der weihnachtliche Julklapp eine eingehende Darstellung wert, der wiederholt in Berlin oder Wien in den über die Jahre verschieden zusammengesetzten Arbeitsgruppen Carola Sachses durchgeführt wurde. Beeindruckend waren dabei nicht nur die absonderlichen Objekte (→Ina Heumann), die dort ans Tages- oder besser Kerzenlicht gebracht wurden, sondern auch das zu beobachtende Verhalten und die jeweiligen Strategien, die beim Kampf um Comics, Schallplatten, Plastikaquarien oder ein Stofftier namens Otto Hahn zum Einsatz gebracht wurden. Waren schon diese weihnachtlichen Julklapps überaus fröhliche Veranstaltungen, so werden sie – im besten Fall – in punkto Festlichkeit von einem weiteren Phänomen unter dem Buchstaben J noch überflügelt: dem Jubiläum.



Das Team des Forschungsprogramms „Geschichte der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Nationalsozialismus“ beim Julklapp 2003 zuhause bei Carola Sachse. (Privatfoto: Birgit Kolboske)

Jubiläen kehren wie Julklapps regelmäßig wieder. Sie sind wie Sprungschanzen, die man in schöner Wiederholung hinuntersaust, um im Flug dann weit nach vorne und nach der Landung in Ruhe auch mehr oder weniger weit zurückzuschauen: Geburts-, Hochzeits- oder andere Jahrestage ehren Männer, die sich um die Wissenschaft oder gar ein ganzes Land verdient gemacht haben, seltener Frauen, und manchmal Orte, Ereignisse und Institutionen (→Axel Hüntelmann). Jubiläen sind insofern Höhepunkte, sie schließen ab, schreiben gleichzeitig fest, was und wie erinnert werden soll und bergen doch die Chance, falls sie nicht zu kulturell eingefrorenen Veranstaltungen geworden sind, auch für Neues zu öffnen. Jubiläen sind zeithistorische Phänomene, ebenso wie das dazugehörige Genre der Festschrift, das, nach einem Knick um 1945, stetig auf zwei Höhepunkte zusteuert – 1970 und Ende der 1990er Jahre. Seit den 2000er Jahren geht die Publikation von Festschriften deutlich zurück – vermutlich ein Ausdruck des steigenden ökonomischen Drucks im Verlagswesen, im Buchhandel und der Wissenschaft. Denn sie brachten weder den Verlagen Gewinn, noch im Zeitalter der Impact-Faktoren den Akademiker_innen wissenschaftliche Meriten.

Dieser Band soll dem Trend entgegenwirken und ein Jubiläum im besten Sinne des Wortes begehen: Carola Sachsés 65. Geburtstag, der mit dem 12. Jahrestag des Antritts ihrer Professur am Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien einhergeht und ihren Übergang in das Leben als Pensionistin, wie es so schön auf österreichisch heißt, markiert. Es ist insofern ein Abschied, Rückblick und gleichzeitig Beginn eines neuen Lebensabschnitts.

Biographisches: Jubiläen über Jubiläen

Diese beiden Anlässe – Geburtstag und Annahme des Rufs nach Wien – reihen sich in weitere Jahrestage Carola Sachsés ein. Anhand einer Auswahl von diesen wollen wir auf einige ihrer wichtigsten biographischen Stationen zurückblicken: Carola Sachsés beruflicher Weg begann mit ihrem Staatsexamen für das Lehramt in Geschichte, Sozialkunde, Erziehungswissenschaften und Philosophie, das sie 1975 in Berlin abschloss. Nach einigen Jahren als Lehrerin und wissenschaftliche Mitarbeiterin am Arbeitsbereich Vergleichende Faschismusforschung des Zentralinstituts für sozialwissenschaftliche Forschung der Freien Universität Berlin sowie einem Stipendium am Hamburger Institut für Sozialforschung folgte ein weiteres Ereignis, das sich als Jubiläum feiern lässt: die Promotion, die sie 1987 an der Technischen Universität Berlin abschloss. Ihre Dissertation erschien wenig später unter dem Titel *Siemens, der Nationalsozialismus und die moderne Familie. Eine Untersuchung zur sozialen Rationalisierung in Deutschland im 20. Jahrhundert*. Die Habilitation schloss sich 2001 an, ebenfalls an der Technischen Universität Berlin, und wurde im Jahr darauf publiziert: *Der Hausarbeits-*

tag. *Gleichberechtigung in Ost und West 1939–1994* (→Irene Stoehr). Zwischen beiden Publikationen lagen nicht nur die Arbeit am Zentrum für internationale Frauen- und Geschlechterforschung an der Technischen Universität Berlin, sondern auch Carola Sachse erste Erfahrungen in der Wissenschaftsorganisation und -verwaltung, als Geschäftsführerin des Förderprogramms *Frauenforschung* des Berliner Senats. Bereits 2000 hatte Carola Sachse die Projektleitung des MPG-Forschungsprogramms zur „Geschichte der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Nationalsozialismus“ übernommen (→Birgit Kolboske), die sie bis Anfang 2004 innehatte. In diesem Kontext entstand eine Reihe von Veröffentlichungen, unter denen insbesondere der 2003 erschienene Band *Die Verbindung nach Auschwitz. Biowissenschaften und Menschenversuche an Kaiser-Wilhelm-Instituten* zu nennen ist.

In Wien baute Carola Sachse gemeinsam mit der Universität Heidelberg das von der Heinrich-Böll-Stiftung geförderte Graduiertenkolleg *Überwindung von Diktaturen und Ausbau von Zivilgesellschaften* auf, spielte als Antragstellerin und Fakultätsmitglied im Initiativkolleg Naturwissenschaften im historischen Kontext eine wesentliche Rolle (→Mitchell Ash), war Mitglied im Beirat zur DFG-Forschergruppe zur Geschichte der Deutschen Forschungsgemeinschaft 1920–1970 und in der Historischen Kommission zur Aufarbeitung der Geschichte des Robert-Koch-Instituts im Nationalsozialismus, um nur einige ihrer beruflichen Aktivitäten dieser Wiener Zeit zu nennen. Neben den beruflichen gab es auch private Jubeltage, wie etwa den Erfolg ihrer Tochter Anna als Rechtsanwältin oder die Geburt ihrer beiden Enkelkinder (→Karin Hausen).



Carola Sachse mit ihren Enkelkinder Mia und Luca.
(© Privatfoto: Anna Sachse)

Wissen – Macht – Geschlecht. Zeitgeschichte in transnationalen Bezügen

Im Zentrum dieser Festschrift stehen Begriffe, die mit Carola Sachses Arbeit und dem Themenfeld *Wissen – Macht – Geschlecht. Zeitgeschichte in transnationalen Bezügen* verbunden sind. Unter diesem Titel fasste Carola Sachse ihr Arbeitsprogramm an der Universität in Wien zusammen. Es konzentriert sich auf die transnational vergleichende Auseinandersetzung mit drei zentralen Phänomenen des langen 20. Jahrhunderts: dem beschleunigten Zuwachs wissenschaftlichen Wissens, dem hohen Ausmaß an Gewalt in Kriegen, Bürgerkriegen und Genoziden sowie dem Wandel der Geschlechterverhältnisse. Diese Themenstellung umfasste Carola Sachses bisherige in Hamburg und Berlin entstandenen Arbeiten, die einen Bogen schlagen von der Auseinandersetzung mit betrieblicher Sozial- und Geschlechterpolitik, über die Arbeitsmarktpolitik und den Forschungsschwerpunkt „Rationalisierung und Geschlecht“ bis hin zu den Herrschaftsmechanismen im Nationalsozialismus. Eckpfeiler des Arbeitsprogramms waren auch ihre wissenschaftsgeschichtlichen Publikationen, die im Zusammenhang mit der Geschichte der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft entstanden sind. Wissen, Macht und Geschlecht als zeithistorische Problemstellung gab außerdem den Rahmen für die Projekte und Forschungsschwerpunkte vor, die sich in Wien anschlossen: zur Geschichte von Diktaturen und ihrer Überwindung (→Edgar Wolfrum), über österreichische Kernforschung 1900–1945, den „Ergänzungsraum Südosteuropa“, zu Utopien, Menschenrechten und Geschlecht im 19. Jahrhundert und Geschlecht und Rasse im Nationalsozialismus. Auch die aktuell laufenden Forschungsprojekte zur Geschichte und Geschlechtergeschichte der Menschenrechte im 20. Jahrhundert (→Roman Birke) und zur Geschichte der Pugwash-Konferenzen (→Alison Kraft) beschäftigen sich mit der Verbindung von Wissen, Macht und Geschlecht im 20. Jahrhundert.

Zum Buch: ABC

Gibt es eine klarer strukturierte Ordnung als das Alphabet? Mit A und Z sind Anfang und Ende definiert, die Reihenfolge der 24 Buchstaben dazwischen steht unverrückbar fest. So gesehen folgt auch diese Festschrift einer Ordnung. Es gibt fraglos eine Vielzahl von möglichen As, Bs und Cs, die es unter den Stichworten *Wissen, Macht und Geschlecht* wert wären, zeithistorisch und transnational untersucht zu werden. Die hier vorliegende Auswahl ergibt sich aus den Arbeitsgebieten von Carola Sachse. Es ist sowohl in Bezug auf die Zusammenstellung der Themen als auch der Autor_innen eine von vielen Möglichkeiten und insofern auch Produkt der kollektiven Phantasie der Herausgeber_innen und deren keineswegs umfassenden Kenntnis jener Personen, die mit Carola Sachse im Laufe ihres

Berufslebens in Arbeits- und Diskussionszusammenhängen gestanden haben. Es sind also noch viele andere Konstellationen möglich; die Vielfalt der Interessen und der intellektuellen Beziehungen der Jubilarin bieten hinreichend Stoff und Women-Power für einige künftige Jubiläumsbände.

Entstanden ist das Buch als eine wienerisch-berlinerische Kooperation. Uns alle verbindet, ebenso wie die Autor_innen, eine langjährige Beziehung zu Carola Sachse. Und so weit der Themenbogen von Aufbau Ost (→Liz Harvey) über Eugenik (→Hans-Walter Schmuhl), Kamerad / Kameradin (→Dagmar Reese) und Lise Meitner (→Ruth Sime) bis hin zu Terrorismus (→Irene Bandhauer-Schöffmann), Urwald (→Sonja Walch) und Vergessen (→Dirk Rupnow) reicht, so heterogen und bunt ist auch die Zusammensetzung der Autor_innen. Neben Mitstreiterinnen aus Studienzeiten, ehemaligen studentischen Hilfskräften und Doktorand_innen versammelt das ABC Mitarbeiter_innen aus den unterschiedlichen Arbeitskontexten in Berlin und Wien – eine notwendigerweise unvollständige Heterogenität, die für sich genommen schon ein Stück (Berufs-)Lebensrückblick darstellt. Was in dieser Zusammenstellung auch deutlich wird und sich in der Zusammenarbeit mit Carola Sachse für alle von uns überaus fruchtbar zeigte: Wissenschaft ist mitnichten nur einsame Schreibtischproduktion, sondern auch in Zeiten von Exzellenz, Drittmitteln und Hochleistungsveröffentlichungen noch Anregung zu Gedankenaustausch und Diskussion in ganz unterschiedlichen Zusammenhängen, die viel mehr Verbindungslinien aufweisen als die starre Ordnung des Alphabets.

K Kamerad/Kameradin

Dagmar Reese

Wir kannten uns bereits über zehn Jahre, als Carola Sachse mich zur Mitarbeit an einem Workshop „Soziale Rationalisierung und Geschlechterverhältnis“ einlud, der im Dezember 1989 an der FU Berlin stattfand und dessen Beiträge wir später veröffentlicht haben. Hier habe ich zum ersten Mal über Kameradschaft als partnerschaftliche Geschlechterkonzeption geschrieben, ein Phänomen, das am Ende des 19. Jahrhunderts entstand und sich bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts hindurchzog. Jetzt, bei der Nachlese für den folgenden Beitrag, habe ich entdeckt, dass die Österreicher, zumal die Wiener, zu diesem Diskurs einiges beigetragen haben.

Zweimal in seinem Leben hat sich Ludwig Anzengruber, bekannter österreichischer Schriftsteller des 19. Jahrhunderts, desselben Stoffes angenommen und ihn einmal unter dem Titel *Der Schandfleck* (1877), ein andermal unter *Die Kameradin* (1883) zu einem Roman verarbeitet. Im Mittelpunkt steht eine junge Frau, Halbweise, die ihr Dorf verlässt, nachdem der Bürgermeister sie als Gast seiner Tochter nachts in seinem Hause mit dem Knecht auf dem Zimmer überascht. Um dem Gerede ein Ende zu machen, zieht sie in die nächstgrößere Stadt, wo sie als Kindermädchen anheuert. Ihr Arbeitgeber, ein junger Witwer, verliebt sich in sie. Als er bei der Mutter um ihre Hand anhalten will, fürchtet sie, die ihr anhängende Schande nicht länger vor ihm geheim halten zu können. Sie zieht ihr Einverständnis in eine Ehe zurück, kann ihn aber nicht davon abhalten, der Sache auf den Grund zu gehen. Natürlich erfährt er die Geschichte und ist bitter enttäuscht. „Keinem Weibe zu trauen, ist das Klügste“, ist seine Lektion. „Zu den Müttern blicken wir auf und finden sie groß – überragend –, ja, weil wir die längste Zeit klein neben ihnen herlaufen, und um der Mutter Willen ehrfürchteln wir dann um das ganze Geschlecht herum.“ Und er klagt: „Wozu der ganze zweigeschlechtliche Schwindel auf Erden taugt? [...] Ob diese unselige Zweiweseinteilung durch das ganze All hindurchgeht? Oh sicher – gewiß!“

Während in Anzengrubers erstem Roman der Skandal selbst im Mittelpunkt steht, gilt sein Interesse im zweiten dem Verhalten seiner Protagonistin. Statt als leichtes Mädchen, erweist sie sich am Ende als treue Kameradin der Bürgermeistertochter. Diese, nicht sie, hatte eine Liebschaft mit dem Knecht und aus Furcht vor dem Vater dankbar angenommen, dass die andere für sie einstand. Anders als die nur wenige Jahre später entstandene Komödie *Die Kameraden* von August

Strindberg, bezieht sich das Kameradschaftsverhältnis in Anzengrubers Roman nicht auf eine Paarbeziehung. Ganz unübersehbar ist jedoch, dass das kameradschaftliche Verhalten, einmal entdeckt, das persönliche Ansehen der jungen Frau hebt, nicht nur in den Augen des zukünftigen Ehemannes, sondern vermutlich auch bei der Leserinnen- und Leserschaft des Buches. Während bei Strindberg die Forderung nach Kameradschaftlichkeit ein bloßer Vorwand ist, mit dem sich die Frau gegenüber dem Mann einen Vorteil verschafft, ist es bei Anzengruber gerade die Uneigennützigkeit seiner Protagonistin, die die Gewähr bietet für eine gute Ehe. Zum ersten Mal wird damit bei Anzengruber Kameradschaft als Haltung einer Frau zum Thema. Zugleich zeigt die Geschichte bereits die ganze Ambivalenz des Begriffs. Denn tatsächlich ist es nicht Freundschaft, weshalb die eine bereit ist, für die andere „Schande“ auf sich zu nehmen, sondern eine prinzipielle Solidarität mit der Alterskohorte. Trotz der beträchtlichen Konsequenzen wird dieses Verhalten nicht hinterfragt und schafft kaum zu lösende Abhängigkeiten, die alle Beteiligten in ihrem Handeln beschränken.



Kameraden, Georg Schrimpf, 1914/1915. (© Staatliche Museen zu Berlin, Nationalgalerie)

Machen wir einen Sprung von über dreißig Jahren bis in die Anfänge des Ersten Weltkriegs hinein, in denen der Begriff Kameradschaft im deutschsprachigen Raum eine enorme Verbreitung erfährt. Aber er bleibt nicht aufs Militär und auf Männer beschränkt, sondern weitet sich in den Alltag hinein und über die Geschlechtergrenzen hinaus. Eindrucksvolles Zeugnis dafür ist Georg Schrimpfs 1915 entstandenes Bild: *Kameraden*, auf dem fünf Figuren zu sehen sind, gemalt im Stil der Neuen Sachlichkeit, plumpe Leiber, uniform in Körper und Bewegung, Frauen, aber ohne einen Anflug von Erotik.

Schrimpf ist Autodidakt und kommt wie sein Freund Oskar Maria Graf aus Bayern. Mit Graf ist er Anfang der 1910er Jahre nach Ascona gezogen, ins alternative Milieu von Anarchisten, Vegetariern und Anhängern der Freien Liebe. Eine kleine Erbschaft treibt ihn nach München zurück, 1915 dann nach Berlin, wo er dem Kreis um den Verlag „Die Freie Straße“ angehört, der anarchistisch-dadaistischen Zeitung um Franz Jung, Max Hermann-Neisse, Claire Otto, Richard Oehring, Otto Groß, Elsa Schiemann. 1913 veröffentlicht Jung den Roman *Kameraden*, eine quälende Beziehungsgeschichte im expressionistischen Stil. Der Freundeskreis liest sie mit Bewunderung, während drum herum die alte Welt zusammenbricht und der Krieg wütet. Manche der Männer melden sich freiwillig, andere werden eingezogen. Einige desertieren, landen im Gefängnis oder in der Psychiatrie. Auch die Frauen des Kreises fühlen sich durch den Kriegsausbruch vor Entscheidungen gestellt: Claire Otto, die den Sommer 1914 mit der Familie auf dem Land verbringt, erinnert sich, nach den Schüssen von Sarajewo zum ersten Mal gegen die Eltern aufzubegehren. „Wir wollten nicht abseits stehen.“ In der Auseinandersetzung mit Jung, vollzieht Otto den Bruch mit der bürgerlichen Konvention. An die Stelle tritt die Sehnsucht nach dem neuen Menschen. „Stahltrank ist Luft uns und Heimat die Fremde und jeder, der uns als Feind entgegentritt – ist unser Freund“, beschreibt Graf dieses Lebensgefühl in einem Gedicht, das er Schrimpf widmet. Dessen Bild *Kameraden* – sicher kein Zufall – wird Otto, die in schneller Folge zunächst Richard Oehring, dann Franz Jung heiratet, ihr Leben lang begleiten. Es ist „[...] Teil unseres damaligen Programms: die beiden Figuren auf der rechten Seite schreiten schon in einem neuen Lebensrhythmus dahin. Die Figur in der Mitte mit über dem Kopf erhobenen Arm ist ein Rufer zu den Gestaden der neuen Welt, während die beiden Figuren auf der linken Seite noch zögernd abseits stehen, doch schon gewillt, mitzugehen“. „Pfefferkuchenmändeln“ nennt sie die Figuren an anderer Stelle, so, als könne sie selbst kaum glauben, dass es Frauen sind, Kameraden wie sie, die hier den Weg weisen und für die das Programm – dieselbe Vision, der gleiche Schritt, Zusammenstehen – wichtiger ist als das Geschlecht. Als Otto in den 1970er Jahren gefragt wird, was Jungs Roman und Schrimpfs Bild für sie bedeuten, antwortet sie: „Diese unge-

heure Selbstverständlichkeit, für den anderen da zu sein, alles zu geben, ohne zu fragen.“

Auch wenn diese Bilder von den Kameraden in einer kleinen Kunst- und Literaturszene am linken Rand der Gesellschaft entstehen, werden sie in den kommenden Jahren Teil der Kultur und Gesellschaft der Weimarer Republik. Dafür steht am Ende ein populäres kleines Lied, komponiert von Robert Stolz für den Film *Hokuspokus*, der 1930 mit einer prominenten Besetzung in einer deutschen und englischen Fassung entsteht. Ihm liegen Verse von Walter Reisch zugrunde, Österreicher wie Stolz, doch zu jener Zeit in Berlin lebend, das er 1933 wegen seiner jüdischen Herkunft erst in Richtung Wien, dann nach Hollywood verlässt:

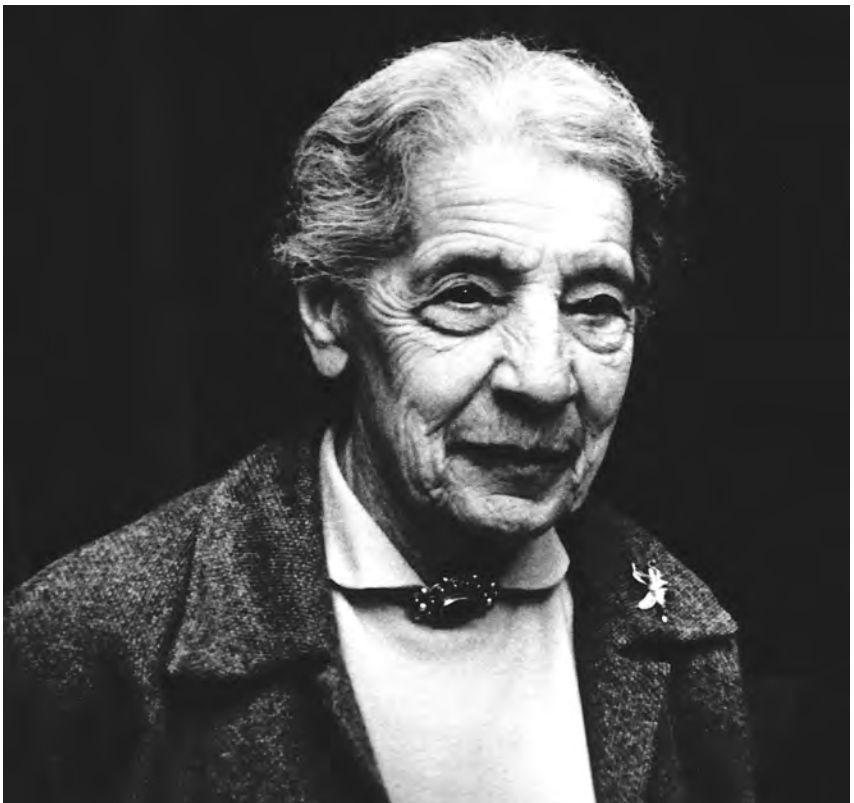
Ich will deine Kameradin sein, mach, was du willst mit mir. Du brauchst nie zu fragen, ich sage nie nein. Ich bleibe immer bei dir. Ich will deine Kameradin sein, die sich dir für's Leben verschrieb, denn um dir bloß die Geliebte zu sein, dazu hab ich dich zu lieb.

Kameradschaft, so lässt sich zuletzt resümieren, ist spätestens Anfang der 1930er Jahre als Versprechen der Inklusion auch von Frauen bekannt. So wird es im Nationalsozialismus seinen Siegeszug antreten, dem tausende Mädchen und Frauen folgen.

(unter Mitwirkung von Katharina Neckel)

L Lise Meitner
Ruth Lewin Sime

Lise Meitner Looks Back



Lise Meitner in 1963; portrait taken by Lotte Meitner-Graf.
(© Archiv der Max-Planck-Gesellschaft, Berlin-Dahlem)

In 1963, at the age of nearly 85, Lise Meitner gave a talk at the Urania in Vienna. It was titled “50 Jahre Physik” (“Memories of Fifty Years in Physics”) and published the following year in the *Bulletin of the Atomic Scientists* as “Looking Back.” In print the article is only six pages long but it is her most extensive recollection of her experiences as a scientist. Perhaps because she was speaking to an audience that included many young people, perhaps simply because she was in her beloved hometown, her tone was glowing, almost youthful. She began by expressing her gratitude to the “wonderful development of physics” and the “great and lovable personalities” with whom physics had brought her into contact. She would talk about the things she especially remembered, the things that had formed a “magical musical accompaniment” to her life.

For those of us who are fascinated by physics, Meitner’s talk is a pleasure to read even today. It is remarkable to see how closely her scientific work was tied to the growth of atomic physics, and it is also remarkable to see how many of her teachers, colleagues, and friends were among the leading physicists of their day. In Vienna her professor was the theoretical physicist Ludwig Boltzmann; in Berlin she was introduced to Max Planck and quanta as well as Albert Einstein and relativity; and her own research took her from the early years of radioactivity to the foundations of nuclear physics to the discovery of nuclear fission and beyond. For Meitner, physics was always front and center, and here she gives us a vivid sense of its excitement and joy.

Threading through Meitner’s narrative is a much thinner story of how she achieved a stellar career in a completely male domain. As she tells it, every obstacle ends in success. She remembers how unusual it was “for a girl to attend university lectures at all,” but in Boltzmann she had a brilliant teacher who inspired her to pursue a life in physics. In Berlin in 1907 she found that Max Planck did not favor higher education for women, but five years later he made her his *Assistent*, her first paid position. And there was Emil Fischer, who did not allow women to even enter his chemistry institute because he feared they would set fire to their hair, but who eventually appointed her to form her own department for physics in the Kaiser Wilhelm Institute for Chemistry, which placed her in the highest ranks of academic science with the authority to pursue her own research. Throughout, Meitner expresses warmth and gratitude toward the influential men who made her career possible. This is not a feminist narrative, however: we learn little about the overall institutional and political changes that were taking place for women at the time, and we do not know if Meitner considered herself a fortunate outlier in a patriarchal structure or someone who opened the way for the inclusion of women into German science. And her story strictly avoids the personal, revealing nothing about the painful insecurity of her early years when she was without position or pay or even prospects.

There is more that Meitner does not tell us. I find it curious that when she is speaking in Vienna, the place she unconditionally loved because it was inseparable from her happy childhood, Lise never mentions her own family, not even her father who supported all his daughters in their pursuit of an education. Did Lise consider it impolite to remind her audience of a family that had vanished from Vienna because every one of them had been forced to flee? Was it taboo to speak openly of the Nazi period or even allude to it? For Lise perhaps it was. We note that she also says nothing about her own frightening escape from Germany, even though she was deeply grateful to her two Dutch friends, the physicists Dirk Coster and Adriaan Fokker, who made great efforts and got her out. Was this taboo as well? Or too painful for Lise to speak or write about in public?



Lise Meitner 1949 in Bonn. (© Archiv der Max-Planck-Gesellschaft, Berlin-Dahlem)

This brings us, finally, to Otto Hahn. From Lise's talk one would never guess that they were once the closest of colleagues and the best of friends, that Lise was godmother to Otto's son, that she called Otto her *Fachbruder*. With Planck and Boltzmann and many others, Lise's tone is consistently warm; with Niels Bohr she speaks of the "magic" of their first meeting and their subsequent friendship. With Hahn, however, there is none of that; she describes their work together in

some detail but she is all business, there is no warmth. Clearly the magic of their friendship is gone. But why? As I see it, it undoubtedly goes back to the time just after the discovery of nuclear fission, when Hahn wrongly and dishonestly claimed that Meitner and physics had nothing to do with it. At the time, as we know, she understood that he had political reasons for distancing himself from her, a Jew in exile, but his betrayal damaged her scientific reputation, cost her a Nobel Prize, and eventually diminished her place in the history of 20th century science. In private she reacted with surprise and anger, especially after the war, when Hahn continued to insist that Meitner played no part in the discovery that made him so famous. In public, however, she said nothing, at least not directly, and their friendship continued until the end of their lives. But it was deeply damaged, and I believe this is why Hahn is emotionally missing from Lise's talk in 1963. In Vienna she chose to remember and be remembered for the joys and successes of her life in physics. As to the rest, Lise Meitner has left us more than enough material to set the record straight.

M Menschenrechte

Roman Birke

Die historische Auseinandersetzung mit Menschenrechten ist nach wie vor ein relativ neues Forschungsfeld. Erst in den letzten Jahren sind Arbeiten in größerer Zahl erschienen. Viele dieser Beiträge versuchten grundlegende Fragen zu klären: Wann, wo, und in welchen Kontexten war von Menschenrechten die Rede? Welche Bedeutung hatten sie? Wer berief sich auf sie? Durch diese historiographischen Nachfragen konnten kritische Einwände gegenüber einer glorifizierenden Geschichte der Menschenrechte formuliert werden. Lynn Hunt hat in ihrem 2007 erschienen Buch *Inventing Human Rights* etwa darauf hingewiesen, dass viele im 18. Jahrhundert formulierten Menschenrechte trotz ihres universalen Anspruches nicht für Sklav_innen oder Frauen galten. Die Betonung der Selbstevidenz – so das weitere Argument – hätte sogar zu einer Vertiefung von Ungleichheiten geführt. Immerhin musste erklärt werden, weshalb manche Menschen so grundlegend anders seien, dass die als selbstverständlich bezeichneten Rechte für sie nicht gelten sollten. Joan W. Scott hat bereits 1996 auf dieses Paradoxon hingewiesen und beschrieben, wie in der französischen Revolution Geschlechtsunterschiede konstruiert wurden, um Möglichkeiten politischer Teilhabe für Frauen einzuschränken. In ihrer Arbeit *Only Paradoxes to Offer* zeigt sie, wie französische Aufklärer die Möglichkeit gedanklicher Kreativität nur Männern zusprachen, um Frauen das Recht einer Teilnahme am öffentlichen Diskurs aufgrund ihres Geschlechts zu verwehren. Dieses Paradox ist mit einer kritischen Perspektive auf die gesellschaftlichen Ordnungsstrukturen des 18. Jahrhunderts gut nachvollziehbar. Aber hat sich dieses androzentrische und rassistische Verständnis von Menschenrechten im 20. Jahrhundert oder zumindest seit der Verabschiedung der UN-Menschenrechtsdeklaration nicht geändert?

Verfolgt man aktuelle Debatten in Europa und den USA, so scheint der Schutz von Menschenrechten schlussendlich doch selbstevident geworden zu sein. Bei nahezu jeder Gelegenheit wird zur Verteidigung der Menschenrechte aufgerufen. Treffen Politiker_innen mit autoritären Staatschefs zusammen, gehört der Hinweis auf die Verbesserung der Menschenrechtssituation in den jeweiligen Ländern zum Repertoire diplomatischer Rituale. Menschenrechte haben politischen Handlungen in den letzten Jahrzehnten eine moralische Grundierung gegeben und werden gerne verwendet, um den progressiven Charakter von politischen Institutionen zu betonen. Im Dezember 2014 hat der Wiener

Gemeinderat etwa beschlossen, dass Wien eine „Stadt der Menschenrechte“ sei und eine entsprechende Deklaration und einen Arbeitsplan verabschiedet, der Schritte definiert, um Menschenrechte als Querschnittsthema in Verwaltung und Politik zu verankern. Und die Europäische Union verweist stolz darauf, dass sie Menschenrechte innerhalb ihrer Grenzen und im Kontakt mit Nicht-EU Staaten aktiv fördert und verteidigt. Diese Bekenntnisse können uns aufgrund aktueller Debatten über die Einschränkung des Rechts auf Asyl in Europa zynisch vorkommen. Aber ohne Zweifel wäre es möglich, eine schlüssige Erfolgsgeschichte über die globale Ausbreitung der Menschenrechte nach Ende des Zweiten Weltkriegs zu schreiben.

Tatsächlich sind sich Historiker_innen weitgehend einig, dass Menschenrechte im 18. Jahrhundert und jene nach 1945 grundlegend verschieden waren: Erstere entstanden aus revolutionären Bewegungen heraus und regelten das Verhältnis zwischen Staatsbürgern und nationalen Regierungen. Letztere hingegen waren mit einem Anspruch auf Universalität verbunden. Widersprüche, die bereits aus dem 18. Jahrhundert bekannt sind, wurden aber bei weitem nicht aufgehoben. Eine Vielzahl an Forschungsarbeiten hat gezeigt, dass Menschenrechte nicht immer mit politischem Aktivismus verbunden war, der darauf ausgelegt war, Rechtsansprüche auszuweiten, Diskriminierungen abzubauen oder den Zugang zu Rechten für eine größere Anzahl von Menschen zu erleichtern. In seinem neuesten Buch *Christian Human Rights* zeigt Samuel Moyn etwa, dass Menschenrechte in einer ersten Phase nach 1945 durch christliche Moralvorstellungen geprägt waren und konservative Regierungen in Europa ideologisch gestützt haben. Die Historikerin Celia Donert hat entgegen der Betonung einer Ost/West Spaltung in ihrem Artikel *Wessen Utopie? – Frauenrechte und Staatssozialismus im Internationalen Jahr der Frau 1975* deutlich gemacht, dass die oft betonten Unterschiede im Menschenrechtsverständnis im Kalten Krieg zu verschwimmen beginnen, wenn es um Frauenrechte geht. Und in meiner von Carola Sachse betreuten Dissertation versuche ich zu zeigen, dass einzelne Akteur_innen in Diskussionen um globale Bevölkerungspolitiken auf Menschenrechte verwiesen haben, um individuelle Freiheiten einzuschränken. So sprach Indira Gandhi 1976 von einem Menschenrecht der Nation auf Entwicklung, um Massensterilisationen zu rechtfertigen. In seinem 2014 publizierten Artikel *The Rebirth of Politics from the Spirit of Morality: Explaining the Human Rights Revolution of the 1970s* hat der deutsche Historiker Jan Eckel aufgrund dieser komplexen Gemengelage für die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts von multiplen Chronologien, unterschiedlicher Relevanz und Bedeutung, unterschiedlichen Akteur_innen und unterschiedlichen Geographien der Menschenrechte gesprochen.

Trotz dieser immer größeren Differenzierung der Menschenrechtsforschung fällt auf, dass es nur eine geringe Zahl an Arbeiten aus frauen- und geschlechter-

geschichtlicher Perspektive gibt. Nimmt man die am meisten beachteten Sammelbände der letzten Jahre zur Hand und versucht eine thematische Kategorisierung der darin publizierten Beiträge, so fallen rund 50 Prozent in drei große Kategorien: Länderstudien, Beiträge über die Ursprünge der Menschenrechte, und Beiträge über Menschenrechtsaktivismus und -organisationen. Nur wenige Artikel beschäftigen sich explizit mit Frauenrechten oder Menschenrechten, von deren Verletzung explizit Frauen betroffen sind. Zwar sind in den letzten Jahren auch eine ganze Reihe von Publikationen erschienen, die sich dem Thema aus einer geschlechterhistorischen Perspektive widmen. Aber in den prominenten Debatten der Menschenrechtsforschung spielt diese Perspektive kaum eine Rolle. Carola Sachse hat sich seit 2005 stärker mit dem Thema befasst und von Anfang an die Frage nach einer geschlechterhistorischen Perspektive in den Vordergrund gerückt. Gemeinsam mit Atina Grossmann organisierte sie zwei Workshops mit dem Titel *Utopien, Menschenrechte und Geschlecht im 20. Jahrhundert*. Die Beiträge mündeten in einer 2011 erschienen Ausgabe der Zeitschrift *Central European History*. In ihrem 2014 bei *L'Homme* erschienenen Artikel „Leerstelle: Geschlecht Zur Kritik der neueren zeithistorischen Menschenrechtsforschung“ kritisierte Carola Sachse die Absenz geschlechterhistorischer Perspektiven in den die Diskussion bestimmenden Forschungsarbeiten. Darauf aufbauend haben wir im Sommersemester 2015 gemeinsam eine Ring-Vorlesung an der Universität Wien mit dem Titel *Das Geschlecht der Menschenrechte von der Frühen Neuzeit bis in die Gegenwart* konzipiert. Die dabei vorgestellten Projekte haben in ihrer Zusammenschau eine Reihe von interessanten Perspektiven und Fragen für die Forschung eröffnet: Erstens wurde deutlich, dass sich Frauen – ohne die Unterschiede der jeweiligen historischen Phasen leugnen zu wollen – über die von der Forschung betonten Epochengrenzen hinweg mit menschenrechtlichen Fragen auseinandergesetzt haben und dabei mit Widersprüchen konfrontiert waren, die auch den modernen Menschenrechten immanent sind. Vergleichbar mit heutigen Debatten mussten sie sich einerseits in einen androzentrisch geprägten Diskurs erst einschreiben, um überhaupt den Status als Mensch zu erlangen, andererseits jedoch die Spezifik der Menschenrechtsverletzungen gegenüber Frauen betonen und damit die Universalität in Frage stellen. Zweitens hat sich gezeigt, dass geschlechtergeschichtlich informierte Menschenrechtsforschung kein ausschließlich additives Verfahren sein kann. So wichtig es auch ist, Frauen und deren Auseinandersetzung mit Menschenrechten nachzuspüren, muss sich die Forschung auch mit den geschlechterpolitischen Implikationen bestehender Normen und Diskurse beschäftigen. Drittens wurde aus postkolonialer Perspektive sichtbar, dass die westliche Lesart der Menschenrechte Handlungsräume von Frauen in (ehemaligen) Kolonien auch einschränken und zur Festigung binärer Geschlech-

terdifferenz führen konnte. Offen blieb, inwiefern Menschenrechte ein effektives Instrument sein können, um frauenpolitische Anliegen durchzusetzen.

Auf Grundlage des letzten Punktes, der nach der Effektivität von Menschenrechten für feministische Forderungen gefragt hat, hat sich für mich eine allgemeine historische Frage ergeben: Wann ist es legitim, die Forderung nach Frauenrechten in unterschiedlichen Phasen der Geschichte als menschenrechtliche Anliegen zu betrachten? Viele Forderungen sowohl der ersten, als auch der zweiten Frauenbewegung werden heute als Menschenrechte verstanden – so etwa die Forderung nach allgemeinem Wahlrecht, nach körperlicher Unversehrtheit oder nach dem Recht auf freien Zugang zu Verhütungsmitteln für Frauen. Ist es aber in all diesen Fällen legitim, die oft sehr rezenten Eingemeindungen in den Menschenrechtsdiskurs auf Bewegungen zurück zu projizieren, die sich in manchen Fällen nicht explizit auf Menschenrechte berufen haben? Kurz gefragt: Sind die Frauenbewegungen des 20. Jahrhunderts Menschenrechtsbewegungen? Es gibt sicher keine einheitliche Antwort auf diese Frage. Auffällig sind vielmehr die großen Unterschiede. Betrachtet man etwa die 1970er Jahre, die in der Historiographie als Durchbruchphase der Menschenrechte verstanden werden, sind sehr verschiedene politische Vorstellungen und Semantiken in der Frauenbewegung präsent. Während bei Konferenzen der Vereinten Nationen und hier insbesondere seit der Weltfrauenkonferenz in Mexico-Stadt 1975 ein deutlicher Aufschwung menschenrechtlicher Argumentationen zu beobachten ist, fällt in vielen Forderungskatalogen nationaler Frauenbewegungen der Zeit das Fehlen solcher Rückgriffe auf. Die erste *Women's Liberation Konferenz* in Großbritannien 1970 hat etwa sehr spezifische Rechte gefordert, aber den Begriff der Menschenrechte dabei nicht verwendet. Auch das 1971 gegründete österreichische Aktionskomitee zur Abschaffung des § 144 verwies in seiner Forderung nach Entkriminalisierung der Abtreibung nicht auf Menschenrechte. Und das in Boston aktive *Combahee River Collective*, das 1977 die mehrheitlich weiße und heterosexuelle Zusammensetzung der US-amerikanischen Frauenbewegung kritisierte, bezog sich in seinem ausführlichen Statement ebenfalls kein einziges Mal auf Menschenrechte.

Vielleicht ist das auch wenig überraschend. In ihrem 1997 publizierten aber immer noch grundlegenden Artikel zu feministischer Rechtskritik attestierte Ute Gerhard der neuen Frauenbewegung eine grundlegende „Skepsis“ gegenüber Rechtsfragen. Immerhin waren die Diskrepanzen zwischen formeller rechtlicher Gleichstellung bei gleichzeitig weiterbestehenden Ungleichheiten nur allzu deutlich. Und denkt man an die Anfänge der zweiten Frauenbewegung in Deutschland – Aktionsrat, SDS-Konferenz oder Bundesfrauenkongress – so waren viele der Aktivistinnen marxistisch sozialisiert – ein Umfeld, in dem die Bezugnahme auf Menschenrechte als politische Strategie in vielen Fällen schlicht abgelehnt wurde. Wie sich wohl Helke Sanders und Helvi Sipilä über

Menschenrechte verständig hätten? Sipilä, Juristin, zentrale Akteurin in den Vereinten Nationen, Organisatorin der Weltfrauenkonferenz 1975 und spätere Präsidentschaftskandidatin für die Liberale Partei in Finnland. Sanders, Initiatorin des Aktionsrats zur Befreiung der Frau, die in ihrer berühmten Rede auf der SDS-Konferenz 1968 von „klassenspezifischen Unterdrückungsmechanismen“ und der notwendigen „Umwandlung der Produktionsverhältnisse“ gesprochen hat.

Was heißt das nun für die Historiographie der Menschenrechte? Wie Carola Sachse in ihrem bereits erwähnten Artikel argumentiert hat, muss unser Wissen über die Geschichte der Menschenrechte unvollständig bleiben, wenn frauen- und geschlechtergeschichtliche Perspektiven nicht mit einbezogen werden. Aufgrund unserer gemeinsamen Arbeit an dem Thema scheint mir für eine solche in vielen Fällen noch fehlende Aufarbeitung wichtig zu sein, die Einheit von frauenrechtlichen Forderungen mit menschenrechtlichen Agenden zunächst zu hinterfragen, um erklären zu können, wann und weshalb sich manche Frauen dafür oder dagegen entschieden haben, die Bezugnahme auf Menschenrechte zu einem Teil ihrer politischen Strategie zu machen. Damit kann man auch einer Antwort auf die Frage näherkommen, ob beziehungsweise unter welchen Bedingungen der Bezug auf Menschenrechte für Frauenbewegungen eine effektive Strategie war, um ihre Forderungen durchzusetzen. Und das ist nicht nur aus einer frauen- und geschlechterhistorischen Perspektive interessant. Es berührt auch die allgemeine Frage, in welchen Fällen Verweise auf Menschenrechte abseits vom diskursiven Lärm, den sie erzeugen, tatsächlich zu politischen Transformationen geführt haben.

Literatur

- Donert, Celia (2012). Wessen Utopie? Frauenrechte und Staatssozialismus im Internationalen Jahr der Frau 1975. In: *Moral für die Welt? Menschenrechtspolitik in den 1970er Jahren*. Hrsg. von Jan Eckel und Samuel Moyn. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 367–393.
- Eckel, Jan (2014). The Rebirth of Politics from the Spirit of Morality: Explaining the Human Rights Revolution of the 1970s. In: *The Breakthrough. Human Rights in the 1970s*. Hrsg. von Jan Eckel und Samuel Moyn. Philadelphia: University of Pennsylvania Press, 226–260.
- Gerhard, Ute (1997). Menschenrechte sind Frauenrechte. Alte Fragen und neue Ansätze feministischer Rechtskritik. *L'Homme* 8:43–63.
- Hunt, Lynn (2007). *Inventing Human Rights. A History*. New York: Norton.
- Moyn, Samuel (2015). *Christian Human Rights*. Pennsylvania: University of Pennsylvania Press.
- Scott, Joan W. (1996). *Only Paradoxes to Offer. French Feminists and the Rights of Man*. Cambridge: Harvard University Press.

N Neomalthusianismus

Ian Innerhofer

Thomas R. Malthus, ab 1805 Inhaber des ersten Lehrstuhls für politische Ökonomie in England, sah in seinem 1798 erstmals erschienenen *Essay on the Principle of Population* den Ursprung des sozialen Übels in der Knappheit der Güter und der „zügellosen Vermehrung“ der Bevölkerung – insbesondere der „niederen Klassen“. Die starke Rezeption seiner Ideen im 19. Jahrhundert führte zur Formierung der neomalthusianischen Bewegung, welche durch flächendeckende Verbreitung von Verhütungsmitteln das Bevölkerungswachstum regulieren wollte (Malthus selbst hatte diese als unmoralisch abgelehnt). Der Neomalthusianismus war im Selbstverständnis seiner Vertreter und Vertreterinnen zugleich Teil der wissenschaftlichen Disziplinen Medizin und Staatswissenschaften, soziale Bewegung und politisches Programm. Die Bewegung war Anfang des 20. Jahrhundert bereits stark international ausgerichtet, auf die erste internationale Konferenz 1900 in Paris sollten noch weitere folgen. In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts setzten sich Personen wie Frauenrechtsaktivistin Margaret Sanger für Gesetzänderungen (z.B. Straffreiheit) zugunsten der Geburtenkontrolle oder für öffentliche Aufklärung in Sachen Verhütung ein. In gesundheits-, sozial- und bevölkerungspolitischen Belangen fand sich in der damals starken eugenischen Bewegung ein Partner. Nach 1945 wurden Netzwerke reaktiviert. Aus einer Initiative von Margaret Sanger entstand 1952 die *International Planned Parenthood Federation*. Im selben Jahr gründete John D. Rockefeller III, einer der berühmtesten Anti-Überbevölkerungsaktivisten, den Population Council. Auch innerhalb der 1946 gegründeten *Population Commission* der Vereinten Nationen konnten neomalthusianische Agenden fest verankert werden, obwohl eine Allianz aus sozialistischen und katholischen Ländern Geburtenkontroll-Programme bekämpften. Schließlich können die Jahre 1960 bis 1980 als Hochphase der vom Westen konzipierten Programme zur Reduktion der Fertilität in der „Dritten Welt“ bezeichnet werden. Handelnde und Zielpersonen waren darin klar geschlechtlich, geographisch und sozial zugeordnet.

Der Grundgedanke des Neomalthusianismus ist die Definition des Missverhältnisses zwischen Verfügbarkeit und Verbrauch von Ressourcen auf der einen und der Bevölkerungszahl auf der anderen als Bevölkerungsproblem, was die Lösung des Problems mit Mitteln der Bevölkerungspolitik erforderlich

make. Dabei wird ein normatives Bild davon entworfen, wie die Gesellschaft aussehen soll. Nach neomalthusianischer Überzeugung ist unkontrolliertes Bevölkerungswachstum und „Überbevölkerung“ die Ursache von Migration, Armut, Hunger, „Unterentwicklung“, Umweltverschmutzung, Kriminalität, sozialen Spannungen, politischer Instabilität, Kriegen oder Terrorismus. So wird z.B. Armut nicht als Nahrungsmittelmangel sondern als Konsequenz einer zu hohen Bevölkerungszahl aufgefasst, denn letztlich lässt sich jede politische, wirtschaftliche oder gesellschaftliche Krise anhand von plausibel erscheinenden Zusammenhängen zu einem demographischen Problem umdeuten.

In der Praxis ist neomalthusianische Bevölkerungspolitik nicht auf eine rein quantitative Reduzierung des Bevölkerungswachstums bzw. der Bevölkerungsdichte gerichtet, sondern setzt eine Entscheidung darüber voraus, wer „zuviel“ ist. Bereits Malthus verfasste seinen *Essay* als politische und ideologische Argumentation gegen die Armenunterstützung in England, denn diese würde die arme Bevölkerung dazu ermutigen, mehr Kinder zu bekommen. Mit der noch frischen Erfahrung der Französischen Revolution sah er in der starken Vermehrung der armen Bevölkerung eine Gefährdung der politischen und sozialen Ordnung. In der Kolonialzeit schürten die USA und europäische Kolonialmächte rassistische Ressentiments gegen die von Ostasien ausgehende „gelbe Gefahr“, in Deutschland entwickelte sich die Angst vor der „Slawenflut“ aus dem Osten zu einer Obsession in den Bevölkerungswissenschaften. Ohne Widerspruch bestand im Deutschland der Zwischenkriegszeit gleichzeitig das Bild vom „Volk ohne Raum“ und vom „Volk ohne Jugend“ sowie vom „leeren Osten“ und „übervölkerten Osten“. Dafür ausschlaggebend ist die politische Zielsetzung und die damit einhergehende differenzierte Betrachtung der Fertilität: je nach Land und je nachdem welche ethnischen Gruppen oder Klassen im Mittelpunkt der Betrachtung stehen, es sind immer die „Anderen“, die zuviel sind, während die „Eigenen“ meist zu wenig sind. Wollte man Osteuropa als „leeren Raum“ für deutsche Siedler darstellen, so bezog sich dies vor allem auf die Bevölkerungsdichte pro km², welche deutlich niedriger war als in Mittel- und Westeuropa. Wurde der von Osteuropa ausgehende „Bevölkerungsdruck“ betont, wurde in der Regel mit den Geburtenraten argumentiert, die zu dieser Zeit noch höher als jene im Westen waren. Hans Magnus Enzensberger bezeichnete die Vorstellung, es könnten auf ein und demselben Territorium gleichzeitig zu wenige und zu viele Menschen existieren, als „demographische Bulimie“.

Radikal zu Ende gedacht können malthusianische Ideen zur Inkaufnahme der physischen Vernichtung der „Überschussbevölkerung“ führen. So wurde in der Historiographie der Zusammenhang zwischen Überbevölkerungskonzept und Massenmord in der Zeit des Zweiten Weltkriegs untersucht, als dieses den nationalsozialistischen Raum- und Wirtschaftsplanern zur Rechtfertigung des Hunger-

todes von „vielen 10 Millionen Überflüssiger“ in der Sowjetunion diene, da die dortigen Lebensmittel für die Versorgung Europas gebraucht würden. Churchill wiederum folgte den in seinem Umkreis dominierenden malthusianischen und sozialdarwinistischen Ansichten als er in der bengalischen Hungersnot 1943 mit dem Argument, britische Soldaten bräuchten die Nahrungsmittel dringender als die im Krieg untätige und sich „wie Karnickel vermehrende“ indische Bevölkerung, britische Hilfe verweigerte.

Eine starke Affirmation erlebte das neomalthusianische Paradigma ab Mitte der 1960er Jahre in der Umweltdiskussion, u.a. durch die einflussreiche Studie *Grenzen des Wachstums* des *Club of Rome*. Aus Sicht vieler Autoren_innen führte die Zunahme der Weltbevölkerung geradewegs in die ökologische Katastrophe, welche nur durch Geburtenkontrolle verhindert werden könne. Hier kam das Tragfähigkeitskonzept durch das eingängige Bild des „Raumschiffs Erde“ und dessen begrenzte Ressourcen zum Ausdruck. Neomalthusianische Arbeiten sind meist von einem apokalyptischen Diskurs geprägt. Beeinflusst von den neomalthusianischen Nachkriegsklassikern *Road to Survival* von William Vogt und *Our Plundered Planet* von Fairfield Osborn aus dem Jahr 1948 hatte der US-amerikanische Biologe Paul R. Ehrlich, Gründer der Bewegung *Zero Population Growth*, in seinem 1968 veröffentlichten Bestseller *Die Bevölkerungsbombe* den durch „Übervölkerung“ ausgelösten Hungertod von hunderten Millionen Menschen in den 1970er und 80er Jahren prophezeit. Ehrlich forderte eine bevölkerungspolitische Triage: Länder wie Indien, die auch in Zukunft keine Chance hätten, die eigene Bevölkerung selbst zu versorgen, sollten keine Lebensmittelhilfen erhalten. Der Verweis auf die unmittelbar bevorstehende Katastrophe machte die Forderung nach radikalen Maßnahmen, bei denen Menschen- und Frauenrechte nachrangig sind, leichter. Ab Ende der 1960er Jahre wurde der neomalthusianische Ansichten auch durch Literatur und Film popularisiert, ein berühmtes Beispiel ist der dystopische Thriller *Soylent Green*.

Zu einem festen Pfeiler des Neomalthusianismus wurde das nach 1945 weiterentwickelte Modell des demographischen Übergangs, welches auf der Annahme basiert, dass die Bevölkerung in Folge der Modernisierung ohnehin sinkt, dies aber zu langsam geschehe. Historisch lässt sich mit dem Modell aber nicht einmal die Bevölkerungsentwicklung in England, dem Mutterland der Industrialisierung, beschreiben. Nicht verifiziert werden konnte bis jetzt auch die neomalthusianische Überzeugung, dass mit dem Rückgang der Geburtenrate der Wohlstand zunehme. Zu den schärfsten Kritikern Malthus' und seines Bevölkerungsgesetzes hatte Karl Marx gehört. Die Bevölkerung selbst oder ihr Anwachsen war für ihn nicht das Problem. „Übervölkerung“ werde von der kapitalistischen Produktionsweise geschaffen, weil diese eine ausbeutbare „industrielle Reservearmee“ benötige. Marx erachtete die Beschäftigung mit Geburtenzahlen als unsinnig und

formulierte selbst kein „Bevölkerungsgesetz“. Doch Anfang der 1960er Jahre hatten auch Demographen in den Ländern des Ostblocks angefangen, die von Marx und Lenin hinterlassene Lücke in ihrer Wissenschaftsdisziplin zu schließen und ein „marxistisches Bevölkerungsgesetz“ zu formulieren, in welchem auch von der Existenz einer durch starkes Bevölkerungswachstum hervorgerufenen „Überbevölkerung“ in den so genannten Entwicklungsländern ausgegangen wurde. Fundamentale Kritik zu Malthus kam indessen von der dänischen Ökonomin Ester Boserup, welche 1965 in einem vielbeachteten Buch darlegte, wie Bevölkerungswachstum zu Innovation führe.

Als international vernetzte Bewegung und als Legitimationsstrategie für bevölkerungspolitische Eingriffe war der Neomalthusianismus erfolgreich, in der Praxis erzielten die Geburtenkontroll-Programme jedoch viel Leid (unter Zwang durchgesetzte Programme) und wenig Wirkung. Die Geburtenkontroll-Bewegung konnte auf den transnationalen Wissenstransfer neomalthusianischer Ideen und die Unterstützung lokaler Eliten zählen. Staatliche und in großem Maße auch unabhängige Bevölkerungsexperten und –expertinnen aus Nordamerika und Westeuropa versuchten, Kollegen und Kolleginnen aus Osteuropa einzubinden, obwohl auch in der Bevölkerungspolitik einige Auseinandersetzungen Mustern des Kalten Krieges folgten. Sie beteiligten sich in den betroffenen Ländern an internationalen und transnationalen Programmen. So kamen während der Besatzungszeit US-amerikanische Experten und Expertinnen nach Japan, um die Behörden in Sachen Bevölkerungskontrolle zu beraten. An der Entwicklung der Anti-Baby-Pille, welche in den 1950er Jahren im bevölkerungspolitischen Experimentierland Puerto Rico getestet wurde, wirkten mehrere Geburtenkontroll-Aktivistinnen und -Aktivistinnen mit. In der Hochphase der Anstrengungen in den 1960er und 1970er Jahren waren es in der Regel dennoch ältere weiße Männer aus dem Norden, die jungen schwarzen Frauen im Süden rieten, möglichst wenige Kinder zu bekommen. Sie sahen in diesen Ländern die Gefahr eines erhöhten Ressourcenverbrauchs, obwohl ihre industrialisierten Herkunftsländer pro Kopf ein Vielfaches an Ressourcen verbrauchten. Der Überbevölkerungsdiskurs sowie die in der „Ersten Welt“ entwickelten Programme dienten darüber hinaus politischen und wirtschaftlichen Zielen wie der Zerstörung der Kleinbauernschaft, der Schaffung wirtschaftlicher Abhängigkeiten und der Verschleierung der Gründe für Armut und Ungleichheit. In manchen Ländern ging das Bevölkerungswachstum zurück, in manchen nicht, was den Schluss nahe legt, dass die Bevölkerungsentwicklungen längeren Trends folgten und die bevölkerungspolitischen Eingriffe wenig bis gar keinen Einfluss hatten.

„Überbevölkerung“ war stets ein zentrales Thema auf den UN-Weltbevölkerungskonferenzen (1954 in Rom, 1965 in Belgrad, 1974 in Bukarest, 1984 in Mexiko-Stadt). Auf der bisher letzten Weltbevölkerungskonferenz 1994

in Kairo wurde das Wort „Überbevölkerung“ aus Rücksicht auf die Länder des globalen Südens vermieden, vielmehr wurde das Ziel einer Reduzierung der Weltbevölkerung mit der feministischen Debatte um *empowerment* und *reproductive rights* verknüpft. Auch wurde diesmal darauf Wert gelegt, den betroffenen Frauen aus dem Süden eine stärkere Stimme zu verleihen. Die Bewertung von Kairo reicht dementsprechend von einer erfolgreichen Abkehr von bevölkerungspolitischen Makro-Überlegungen hin zu individuellen Rechten bis zu einer Verlagerung neomalthusianischer Grundannahmen in neue politische Argumente.

Diese Flexibilität machte den Neomalthusianismus historisch erfolgreich. Er konnte einerseits leicht in andere, je nach Zeit unterschiedlich aktuelle und dominante Diskurse (Wohlstand und Modernisierung, Eugenik, Geopolitik, Feminismus, Umwelt- und Klimaschutz, etc.) integriert werden und sich andererseits sehr gut Kritik einverleiben und zu Nutze machen. Bis in die Gegenwart dominiert der neomalthusianische Ansatz das bevölkerungspolitische Denken und stellt ein treffendes Beispiel für das Beharrungsvermögen von Denkstilen nach Ludwik Fleck dar. Hatte man die starke Zunahme von Kriminalität und Vandalismus im New York der 1960er und 1970er Jahre auf die „Überbevölkerung“ der Stadt zurückgeführt, wurde die fallende Kriminalitätsrate der 1990er wiederum mit der Legalisierung der Abtreibung 1973 erklärt. Einer ähnlichen Argumentationslinie folgt das seit den 1990er Jahren intensiv diskutierte Konzept der *youth bulges* („Jugendberge“). Demzufolge seien weniger politische Instabilität, militärische Interventionen, Armut oder Perspektivenlosigkeit, sondern der hohe Anteil an (männlichen) Jugendlichen an der Bevölkerung für bewaffnete Konflikte und Terrorismus in den Ländern Afrikas und Nahost verantwortlich. Wiederholt hat Carola Sachse solche biologistischen Auffassungen kritisiert und auf ein berühmtes Beispiel für Scheinkorrelationen verwiesen, das just aus dem Bereich der Demographie stammt: die beobachtete Korrelation zwischen der Anzahl von Störchen und Neugeburten in einer Region lässt auf keine Kausalität schließen. Rund um die UN-Klimakonferenz in Paris 2015 wurde erneut betont, dass der Klimawandel nicht aufzuhalten sei, wenn nicht gleichzeitig die „Überbevölkerung“ bekämpft werde. Zur selben Zeit kam aber auch die Nachricht, dass die chinesische Führung wegen wirtschaftlicher und sozialer Schwierigkeiten die 1979/80 eingeführte Ein-Kind-Politik ab 2016 durch eine Zwei-Kind-Politik ersetzen wird.

O Objekte

Ina Heumann



Sauriersaal des Museums für Naturkunde Berlin mit Blick auf den *Brachiosaurus brancai*. (© MfN/Antje Dittmann)

Wissenschaftliche Objekte, wie jene Objekte in der Saurierhalle des Museums für Naturkunde Berlin, sind in verschiedenen kulturwissenschaftlichen Disziplinen hoch im Kurs, und dies schon seit Längerem. Gründe dafür gibt es viele: vom so genannten *material turn* über die Digitalisierung musealer und universitärer Bestände, die das Augenmerk wiederum auf die vorhandenen Dinge lenkt, bis hin zu den ökonomischen und identitären Krisen sammlungsbesitzender Wissenschaftsinstitutionen. Dieses Interesse am Objekt schlägt sich auch in der Öff-

fentlichkeit deutlich nieder – Sammlungsbücher, wissenschaftliche Objektausstellungen, künstlerische Arbeiten mit wissenschaftlichen Objekten und ehrgeizige Museumsprojekte reihen sich in dichter Folge aneinander. Grundlage und gleichzeitige Folge dieser Dingkonjunktur sind nicht zuletzt wissenschaftspolitische Stellungnahmen. 2011 forderte beispielsweise die *Empfehlung des Wissenschaftsrats zu wissenschaftlichen Sammlungen als Forschungsinfrastruktur* Bund, Länder und die DFG dazu auf, „Instrumente zu entwickeln, die dazu geeignet sind, [...] wissenschaftliche Sammlungen als Infrastrukturen für die Forschung zu erschließen und nutzbar zu machen“. Sammlungen wurden dabei als „kulturelle[s] und natürliche[s] Erbe“ und „Zeugnis der Geschichte und Entwicklung von Natur, Kultur, Technik, Gesellschaft und Wissenschaft“ definiert und in dieser umfassenden Bedeutung als unentbehrliche Basis für multidisziplinäres Forschen ins Zentrum der Aufmerksamkeit gerückt. Ähnliche Formulierungen tauchten auch im *Bund-Länder-Eckpunktepapier zu den Forschungsmuseen der Leibniz-Gemeinschaft* 2012 auf: Forschungsmuseen und ihre Sammlungen seien formende Instanzen für das „kulturelle Gedächtnis der Gesellschaft“. Wenig später präsentierte sich diese wissenschaftspolitische Fokussierung von Objekten in neuen Förderlinien, etwa des Bundesministeriums für Bildung und Forschung, das durch ein Förderprogramm mit dem Titel „Die Sprache der Objekte“ interdisziplinäre Objektforschung ermöglicht.

Diese metaphernreichen Erwartungen und Ansprüche an Objekte und ihre Erforschung – geht es doch um „Erbe“, „Gedächtnis“ und „Sprache“ – scheinen der beeindruckenden Präsenz von Objekten zu entsprechen: Beim Gang durch (wissenschaftliche) Museen erscheint es nicht nur dem Helden aus J. D. Salingers *Der Fänger im Roggen*, als stehe die Zeit still, als bewege sich nur die Welt außerhalb der Museumsräume, während im Inneren die Ruhe klarer Wahrheiten und musealer Dingordnungen herrscht (Salinger 1961 [1951], 139). Gleichzeitig transportieren jedoch sowohl „Erbe“ als auch „Gedächtnis“ und „Sprache“ Verweise auf historische Transformationen und Veränderungen, die zuallererst die Bedingung musealer Sammlungen sind. Vor allem naturkundliche Objekte stehen insofern in einer eigentümlichen Spannung aus scheinbarer Ahistorizität – werden sie doch nicht selten immer noch als Beleg überhistorischen Wissens ausgestellt – und beeindruckender Multihistorizität. Denn schaut man genauer auf die scheinbar stillgestellten Museumsobjekte, so blättern sie ebenso wie jedes kuratorische Objektarrangement eine Vielzahl von Zeitschichten auf. Sie stellen geographische und chronologische Gleichzeitigkeiten her: Naturkundliche Museen vergemeinschaften Haustierpräparate aus dem 18. Jahrhundert und Überreste von Mammuts, Vogelpräparate aus ehemaligen Kolonien und Käfer aus brandenburgischen Wäldern. Darüber hinaus beruht jedes Objekt auf Handgriffen, Handhabungen und Herstellungsweisen, deren Aufeinanderfolge wiederum Zeugnis

ihrer komplexen und oft globalen Geschichtlichkeit ist. So wurden all jene 30 Millionen Objekte des Berliner Naturkundemuseums gejagt, getötet, gefunden oder hergestellt, präpariert, beschrieben und verpackt. Im Museum angekommen wurden sie wieder ausgepackt, untersucht, einsortiert, viele Male auf- und umgeräumt. Sie wurden und werden mit unterschiedlichen Techniken und Fragestellungen bearbeitet und sind bis heute Argumente – in der Wissenschaft, in den Ausstellungen und in der Öffentlichkeit.

Michel Foucaults Beschreibung von Museen als Heterotopien, als „andere Räume“, das heißt als „realisierte Utopien, in denen die wirklichen Plätze innerhalb der Kultur gleichzeitig repräsentiert, bestritten und gewendet sind“ (Foucault 1992, 39) bringt diese institutionalisierte Ambivalenz zwischen Ahistorizität und Multihistorizität auf den Punkt. Denn utopisch ist an Museen insbesondere ihr Verhältnis zu Zeit und Vergänglichkeit. Sie akkumulieren Zeit, sind „Ort[e] aller Zeiten“, die „selber außer der Zeit und sicher vor ihrem Zahn sein“ sollen (43). Gleiches gilt für naturkundliche Objekte: Sie sollen Naturgeschichte bekunden, das heißt evolutive Veränderungen aller Art, werden aber nur selten als historische Zeugnisse adressiert. Während der eine Pol der Historizität, die vermeintliche Zeitlosigkeit der Dinge, hochgehalten wird, gerät der andere Pol, ihre historische Vielschichtigkeit, weitgehend in Vergessenheit: Von den inzwischen detailreich erforschten Akteuren, Strukturen und Bedingungen, die die Objekte als museale naturkundliche Objekte überhaupt erst möglich gemacht und bis heute erhalten haben, wird dennoch in ihren Ausstellungen noch immer selten gesprochen.

Diese Zeitvergessenheit schlägt unter Umständen bis auf die Identität der Institutionen durch. Noch immer orientiert sich deren historisches Selbstbild eher an vermeintlich über der Zeit stehenden Fakten und der um die Institution und die Wissenschaft verdienten Männern, denn an jenem historisch und politisch situierten, verschlungenen, manchmal umwegigen, immer komplizierten Weg naturkundlicher Wissensproduktion. Besonders offensichtlich wird das bei zeithistorischen Reflektionen. Sinnbildlich für diesen bisweilen eingeschränkten historischen Blick sind Imaginationen der Institution als eine Insel, die selbst vom heftigsten Sturm politischer und historischer Transformationen nicht erreicht werden konnte. Wie lange es braucht, um diese identitären weißen Flecken zu revidieren, Geschichte in ihrer Umfänglichkeit zuzulassen, das zeigen beispielhaft die Restitutionsdiskussionen der letzten Jahre, die sich zumeist auf Kulturgüter bezogen. Gesellschaftliche Diskussionen betrafen dabei vor allem Kunst, aber auch ethnologische oder andere „sensible Objekte“ (Lange 2011) wie etwa *human remains* in anatomischen Museen, anthropologischen Depots oder institutionellen Archiven.



Ostafrikanische Arbeiter an einem der großen Knochengräben, die während der paläontologischen Expedition des Berliner Naturkundemuseums in die damalige Kolonie Deutsch-Ostafrika zwischen 1909 und 1913 angelegt wurden. (Koloriertes Glasdiapositiv, Museum für Naturkunde Berlin, Historische Bild- u. Schriftgutsammlungen, Bestand: Pal. Mus., Signatur: B V/177)

Mag sein, dass es gerade diese beschwerten Seiten der Vergangenheit sind, die viele wissenschaftliche Museen und Sammlungen noch immer davor zurückschrecken lassen, das eigene Selbstbild komplexer zu gestalten und entsprechend vielschichtige Narrative stärker in die Präsentation der Objekte zu integrieren. Dass sich jedoch Wissen, Macht, geschlechtliche Politiken und globale Verhältnisse – jene Facetten der Geschichte, denen sich Carola Sachse widmet – als steter Strom durch die Institution, ihre Objekte und deren Arrangement zieht, könnte eigentlich ein erfreulicher Befund sein. Er birgt erst die Möglichkeit, Museen und ihre Dinge zu jenen ‚anderen Räumen‘ und realisierten Utopien werden zu lassen – zu Orten, in denen sich die Vielfalt der Zeiten bewahren und zeigen lässt, zu Orten, die mit herkömmlich erzählten Heldengeschichten brechen, in denen tausende Kilometer weit auseinanderliegende Räume, verschiedene Sprachen, un-

vereinbare Praktiken und unvergleichliche Zeiten zugleich in einer Erzählung verbunden werden müssen.

Denn wo sonst kann man von 150 Millionen Jahre alten Dinosauriern und der mühevollen jahrzehntelangen Rekonstruktionarbeit sprechen, die sie als museale Objekte erst möglich gemacht hatte? Wer kann den bis in die Gegenwart reichenden Stolz auf das größte aufgestellte Dinosaurierskelett in einem Atemzug erwähnen mit der Hitze auf paläontologischen Grabungsstätten in Deutsch-Ostafrika, aus denen diese Knochen Anfang des 20. Jahrhunderts geborgen wurden? Es sind insbesondere die naturkundlichen Museen, deren Objekte wie Zeitstrahlen durch die globale Geschichte weisen. Wessen „Erbe“ an diesen Objekten präsentiert werden kann, wie multilingual die „Sprache“ ist, die zu ihrer Erforschung und Repräsentation gesprochen werden muss und wie umkämpft auch dieses „Gedächtnis“ sein kann, das wird sich immer wieder von Neuem erweisen.

Literatur

- Foucault, Michel (1992). Andere Räume. In: *Aisthesis. Wahrnehmung heute oder Perspektiven einer anderen Ästhetik*. Hrsg. von Karlheinz Barck, Peter Gente, Heidi Paris und Stefan Richter. Leipzig: Reclam, 34-46.
- Lange, Britta (2011). Sensible Sammlungen. In: *Sensible Sammlungen. Aus dem anthropologischen Depot*. Hrsg. von Margit Berner, Britta Lange und Anette Hoffmann. Hamburg: Philo & Philo Fine Arts, 5-40.
- Salinger, Jerome D. (1961 [1951]). *Der Fänger im Roggen*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

P Pugwash

Alison Kraft

In 2014, Carola Sachse was vacationing with friends in Nova Scotia, Canada, motoring along the coast taking in the stunning landscapes, swirling seascapes, and the occasional golf course. During the trip she also travelled to the small fishing village of Pugwash. In the mid-1950s, this was the summer home of American industrialist Cyrus Eaton. In July 1957, at Eaton's invitation, his estate was the venue for a meeting between senior scientists from east and west who came together to discuss the dangers posed by nuclear weapons. This was the inaugural meeting of the *Pugwash Conferences on Science and World Affairs* (Pugwash). It was this history that brought Carola Sachse to this place. In 2011 she had initiated a new historical engagement with Pugwash. This began with a workshop, *Writing Pugwash Histories*, held in Vienna at the Institut für Zeitgeschichte in May 2012, co-organised with Silke Fengler, Holger Nehring and me. The workshop brought together some twenty scholars from around the world, both junior and senior, from the history of science, political science, and international relations. Following on from this, Sachse has been instrumental in bringing together selected papers from the 2012 Vienna Workshop for a Special Issue (*Pugwash and the Global Cold War*), forthcoming in the *Journal of Cold War Studies* (JCWS). Most recently, she has been centrally involved in a Pugwash-themed panel for the 2016 European Society for the History of Science conference in Prague, from which future publications are planned for 2017. All of this activity arose from Sachse's recognition of Pugwash as an important and under-explored dimension of Cold War science and politics.

Writing Pugwash Histories was organised around national case studies. Sachse was keen for this approach because it acknowledged the multiplicity of Pugwash histories and encouraged examination of its development within different political regimes and polities. Pugwash sought also to transcend national borders, with its activities at an international level co-ordinated by an executive Committee (the 'Continuing Committee'). But it was the nation state that was envisaged as a starting point for comparative perspectives that could cast light on the role of Pugwash as both a national and transnational actor with global reach. In addition to being of interest to historians of science and of the Cold War, Pugwash also constitutes a point of connection to diplomatic history, international relations and peace studies. These connections and the

broader import of Pugwash for Cold War history are rendered apparent in the contributions to the JCWS volume that cast new light on the development and work of Pugwash in Austria, China, Czechoslovakia, Japan, the UK and West Germany. These studies reveal the tension within Pugwash between the national and the transnational, and show the ways in which national allegiances fed into and shaped the transnational encounter around the Pugwash table. They highlight too how individual Pugwashites were differently positioned in relation to political power in the different national settings, how scientists were viewed by national governments variously as politically reliable or unreliable, and bring to light the different political roles open to/played by scientists within and beyond the nation state.

Arising from the Russell-Einstein manifesto of July 1955, the Pugwash conferences were a response to the new dangers of the hydrogen bomb and sought to bring senior scientists from east and west together to find new ways to halt the arms race. Conceived by Bertrand Russell and Frédéric Joliot-Curie, and signed by eleven leading scientists from around the world including Albert Einstein, the Manifesto conjured up the sense of a world newly imperilled by the new thermonuclear weapon. Seeing itself as a “strong force for peace”, the founding aims of Pugwash were: to influence governments, to form a channel of communication between scientists, and to educate public opinion, and its highest priority was disarmament. The Pugwash movement marked a new and bold commitment to the principle of scientific social responsibility. In September 1958 at the third Pugwash meeting held in Austria, the Pugwash agenda was elaborated more fully in a statement known as the *Vienna Declaration* that became the central tenet of the Movement. The Declaration was organised into seven sections each of which outlined an area of Pugwash activity: (1) the necessity to end wars, (2) requirements for ending the arms race, (3) what world war would mean, (4) the hazards of bomb tests, (5) science and international cooperation, (6) technology in the service of peace, and (7) the responsibilities of scientists. In Vienna it was also agreed that Pugwash would be organised around national groups as a means to foster participation between Conferences and to gain a strong foothold in different countries. By 1967 twenty-two such groups had been formed, from across the east-west divide, and the non-aligned countries. Although dominated by the Superpower dynamic, each national group had its own agenda, and sought within and through Pugwash to discuss and advance their respective viewpoints and interests. Each operated in its own particular way, and enjoyed a degree of autonomy, but all reported to and were in regular contact with the Continuing Committee, which coordinated Pugwash activities at the supra-national level. The possibility for transnational flows and exchanges was embedded within and realised through this novel network-like infrastructure.

Welcomed by the Soviet Union, which saw in Pugwash opportunities to further its claims to leadership in peace initiatives, it was however viewed with intense suspicion in Washington and London where it was perceived as a Communist 'front' organization. Throughout its first decade, the future of Pugwash remained uncertain as it battled against the perception of it in the west as left-leaning, struggled to assert its political neutrality, grappled with internal tensions and remained short of funds. Political crises, such as that of the Berlin Wall in 1961, or the more protracted turbulence caused by the Vietnam War, exposed the fragility of Pugwash to the extent that its continued existence was placed in doubt. Yet, gradually, Pugwash was able to move beyond its tentative beginnings and establish itself as a credible actor within the institutional landscape of nuclear diplomacy, where it was increasingly valued as a site for the informal exchanges of second track diplomacy. Although the nature of its work makes for difficulties in assessing its contributions to the easing of Cold War tensions, the award in 1995 of the Nobel Peace Prize jointly to Pugwash and its long-serving secretary general, Sir Joseph Rotblat, points to it being valued and respected for its work. The Pugwash Conferences continue into the present, tackling nuclear issues but also addressing other societal and political issues associated with contemporary science and technology.

What Sachse has brought to the history of Pugwash draws on her long-standing interest in the relationship between science and politics in Germany before and during the Second World War, and in West Germany afterwards. Focusing on Pugwash in the Federal Republic in the early Cold War, her work casts new light on the ways in which the Max Planck Gesellschaft (MPG) and Carl Friedrich von Weizsäcker powerfully shaped its development in this particular national setting. As she emphasizes, Pugwash posed a problem for both the MPG and for senior MPG scientists such as Weizsäcker. Although Pugwash was a movement of elite scientists, the doors of the MPG, whilst never fully closed, were never fully open to it: as Sachse emphasizes, this was always an uneasy relationship. As she argues, the MPG response to Pugwash took the form of a subtle and sustained ambivalence that placed distance between institution and movement. An early indication of a wariness at the MPG towards Pugwash was the polite refusal in 1956 by serving MPG President Otto Hahn of Bertrand Russell's invitation to attend the meeting that took place in Nova Scotia in summer 1957. A year previously, Hahn had also refused Russell's invitation to sign the Russell-Einstein Manifesto. As Sachse has shown, ambivalence within the MPG towards Pugwash took the form of engagement at a distance even as the movement was garnering respect in the realm of nuclear diplomacy and which continued into the 1970s under Hahn's successors Adolf Butenandt and Reimar Lüst. West German participation in Pugwash fell instead to those somewhat removed from the higher echelons of

the MPG, initially Gerd Burkhardt, Werner Kliefoth and Helmut Hönl, and later Klaus Gottstein. All worked under the auspices of the *Vereinigung Deutscher Wissenschaftler* (VDW) which, from its formation in 1959, provided an institutional home for Pugwash in West Germany.

Sachse's analysis manifests a hallmark characteristic of her work as she links patterns of behaviour at the MPG to the wider political context within West Germany and beyond as, under Willy Brandt, the new *Ostpolitik* and the climate of détente repositioned the Federal Republic as an increasingly powerful player on the international political stage. For Sachse, the key figure to understanding Pugwash in West Germany was Weizsäcker, who carefully positioned himself as a pivotal link between the MPG, the VDW and Pugwash. Although personally shying away from involvement with Pugwash, for example, attending just two of the first fifteen Pugwash conferences, West German Pugwashites at the VDW worked under Weizsäcker's watchful eye: this rendered him privy to the activities of all three organizations and made him uniquely placed to shape the dynamics between them. For Sachse, Weizsäcker strategically positioned himself within and between different scientific, political and policy networks – a vantage point that goes some way to explaining his enduring influence within West German science. As she emphasizes, via his preferred approach of the *unsichtbarer Weg* (unseen path), Weizsäcker steadily built political influence that was crucial for advancing his own professional interests, smoothing his switch from physics to philosophy, and his forging of a new career oriented to science policy at the MPI for the Research of Living Conditions in the Modern World at Starnberg, an institute created for him by the MPG. Increasingly fashioning a role as science policy advisor to Willy Brandt and bolstering his reputation in the *Bonner Republik* during the 1960s, Weizsäcker employed Pugwash for his own ends. Here too, Sachse teases out the subtleties of these complex relationships, casting Weizsäcker as a 'master of ambivalence' that allowed him to operate between science and politics in ways that enabled him to garner power within different organizations and amongst different political and scientific constituencies, which served his own professional interests. At the same time, as a mode of operating, ambivalence was also important in helping him personally to move beyond the shadow cast by his wartime involvement in the *Uranverein* and unresolved questions about his entanglement with the National Socialist regime.

For Sachse, the explanation for the ambivalence towards Pugwash within both the MPG and on the part of Weizsäcker rested, in large part, on the unique position of West Germany within Cold War geopolitics. It reflected in particular the position of German science and scientists within this context, and the role of both in the interlinked processes of rebuilding German science and nation building, and the projects of reintegrating both within the international political and

scientific communities. Pugwash could not be rejected outright: to do so would send the wrong signal about the MPG stance on the principle of scientific social responsibility. Rather, within MPG circles, it was handled in a carefully calibrated and pragmatic way that did not jeopardise the institutional integrity and agenda of the MPG, within and beyond Germany, politically or scientifically. At stake for the MPG was its relationship with Bonn, its role as the flagship of West German science and its standing within the international scientific community. For Sachse, it was both the core commitments of Pugwash and its transnational agenda that were so deeply troubling for the MPG and in Bonn. Its opposition to nuclear weapons and the arms race, its commitment to east-west dialogue across the ideological divide, its recognition of the DDR – at odds with the West German Hallstein doctrine – and the suspicions of it in Washington and London were all discomfiting to the Adenauer government. This was at a time when West German society was infused with a particularly virulent anti-communism and as Bonn was seeking to anchor West Germany in the western alliance and pursuing a policy of ‘peace through strength’, which included the siting of NATO nuclear weapons on West German soil.

The latter point resonated strongly in the late 1950s. In April 1957, three months before the first Pugwash meeting in Nova Scotia, eighteen leading West German scientists had issued a public statement highly critical of Konrad Adenauer’s decision to allow NATO atomic weapons on German soil. Known subsequently as the *Göttingen Manifesto*, this is recalled as a landmark moment in the tradition of ‘responsible science’ even as the signatories incurred the wrath of Bonn. The MPG is a publicly funded institution (fifty-fifty from Länder and Bund) and, as Sachse’s earlier work has emphasized, the immediate priority following its creation in 1948 was to maintain its unity and institutional autonomy within the emerging West German state. The experience of the Göttingen 18 scientists underlined the reality that putting scientific social responsibility into practice could mean crossing the line between science and politics, and was not something to be undertaken lightly. Nor can West German engagement with Pugwash be understood in isolation from the complex entanglement between German science, especially the MPG predecessor, the Kaiser Wilhelm Society, and senior scientists, including Weizsäcker, and the country’s recent past, specifically unresolved questions about the role(s) of both in the war effort and their relations with the Nazi power system. Amid the processes of denazification and of rebuilding (West) German science, the principle of scientific social responsibility posed challenges for the MPG as it sought both to position itself in the new Cold War world and reposition itself relative to its predecessor, the KWG. Here there are perhaps connections to *Vergangenheitspolitik* and the *Persilscheinkultur* of the post-war period where, in relation to the science-politics nexus, Sachse has made

incisive contributions to the literature. In short, in its aims, ethos and activities, Pugwash ran against the grain of the dominant political considerations and forces at work in the Federal Republic. More specifically, it forced the MPG and its senior members to confront the unpalatable realities of the many difficulties arising from the country's past, and to consider the role that the MPG saw for itself in its future. As Sachse's work shows, between 1948 and the mid-1970s, the institutional interests of the MPG were protected and advanced by its presidents Hahn, Butenandt, and Lüst, all of whom, for different strategic reasons, adopted a stance of ambivalence towards Pugwash.

Paying attention to ambivalence opens up a way to analyse the power relations and the political calculations, at both the institutional level and for individual scientists, at work in the science-politics relationship. In Sachse's hands, this reveals the subtleties of this finely balanced and always shifting process, which is best understood as reflecting an on-going negotiation of competing interests and demands. Her work both reveals and explains why Pugwash was a complicated question for West German scientists and casts new light on another way in which the country's National Socialist past echoed within post-war science and shaped the struggle for its future. Her work adds new understanding of the tensions, contradictions and paradoxes at work in the project of rebuilding and rehabilitating German science in the early Cold War. At the same time, she reveals the interconnectedness between the political and scientific spheres, and the dynamics pertaining between the individual scientist, national scientific institutions, national and international politics.

In the course of setting a new agenda for studies of Pugwash, Sachse has found a new context in which to follow her enduring interest in the way scientists operate in the realm of the political. As she has said, science is inherently a supra-national activity, and Pugwash affords a case study of transnational dynamics in the sense that it was a site of exchange – of ideas, people, practices and knowledge – across national borders and ideological differences. At the same time, the forthcoming JCWS volume testifies to the way in which the particularities of the nation state are fundamental to understanding this dynamic. The new engagement with Pugwash histories begun by Sachse in Vienna has built the empirical and theoretical foundations on which future scholarship on Pugwash histories can build.

Q Quest

Jürgen Renn

Quest for an Epistemic Theory of Action

When studying the history of knowledge, understanding the nature and role of actions and practice is central. Knowledge results from experiences acquired in actions, it accompanies human practices, and it constitutes a potential for mentally anticipating actions. But what are actions and how do we conceptualize practice? In the late nineteenth century, such questions became central to pragmatism, a philosophical direction launched in the United States by Charles Sanders Peirce and William James, and then developed by John Dewey, George Herbert Mead, and others. The work of these thinkers made it evident how far reaching an investigation of this subject could and must be, including not only classical themes of philosophy, but also sociology, psychology, and history.

Since then, all of these domains have undergone substantial developments, including an accumulation of empirical knowledge and diversification of theoretical directions. Investigations into the nature and role of actions and practice are only one among many other subjects of these disciplines, and pragmatism is only one among many possible theoretical approaches. Yet, the study of actions and practice remains particularly challenging because it now constitutes, on the background of this unfolding of different disciplinary perspectives, what may be termed a “borderline problem.”

Borderline problems occur when objects of investigation cause different disciplinary perspectives to intersect, generating clashes and novel insights. These insights are not only triggered by the tensions between the different conceptual systems and disciplinary practices converging in a particular area of investigation, but also by the inevitability of confronting a shared problem that is independent of these disciplines and can be concretely explored. Actions and practices are currently explored within the social and the behavioral sciences, in the context of historical investigations, and even from biological and neurological perspectives. Bringing all of these perspectives to bear on a common problem should therefore constitute a source of major innovation, giving rise to an intellectual transformation that may well challenge some of the fundamental assets of all the disciplines concerned.

It therefore comes as no surprise that a complex of views, often labeled as “theories of practice” or “praxeology,” has come to play an important role as an emerging common conceptual framework, at least for some of the disciplines involved in studying action and practice. But in comparison with the original pragmatism mentioned above, and the work of some of its modern representatives such as Hans Joas (1996), it tends to downplay the one facet of this borderline problem that is contributed by the behavioral sciences and more specifically cognitive psychology and the cognitive sciences, and it apparently does so for systematic reasons that follow from its theoretical outlook. Questioning and critically reviewing this broad approach may therefore help to prepare an even more encompassing view that does not renounce this important factor. (The following account is based on the excellent review in Reckwitz 2003, from which the synthetic characterization of praxeology and most of the references given in the following are taken.)

Different social theories center on different conceptions of the social. They either place the emphasis on structures, on actors guided by some form of rationality, on actors bound by institutionalized norms, or on culture as an interpretative matrix from which the social is constructed. At first sight, it is surprising that these approaches should come as fundamental alternatives. Evidently, human societies are governed by structures that are not necessarily directly accessible to individuals, nor need they even be aware of them, such as those related to societal or even global divisions of labor, as emphasized by Émile Durkheim (1982 [1895]). Individual actors are clearly guided by some form of rationality and self-interest, although these can hardly be taken as universals, as was claimed by rational choice theory. Individual actions often follow normative rules corresponding to social expectations and roles, as Talcott Parsons has observed (1968 [1937]). And finally, actors are enabled to act within a world they can interpret in terms of shared symbol systems, cultural codes, and orders of knowledge, as has been stressed by philosophers such as Ernst Cassirer, and then again in the sequel of the cultural turn of the 1970s. In their concrete investigations, sociologists and historians are often pragmatic in making use of these different approaches in eclectic ways. The challenge is therefore to integrate them also more closely on a theoretical level.

Humans are animals. They share with other life forms the need to metabolize with their environment, to sexually reproduce, and to die, a biological constitution that induces needs, desires, and fears; they share with other animals the capacity to anticipate some of the consequences of their behavior and to interact with their environment using tools. Humans live in communities that maintain themselves through materially based interactions with their environment which are traditionally designated as labor. These interactions comprise sets of practices in

the sense of socially shared patterns of individual or collective actions. Practices are appropriated in ontogenesis and through individual experiences, and transmitted by participation in collective activities. These learning processes cannot be accounted for without taking into account the specifically human abilities of thinking, communication, and external representations of thinking, as they have been investigated in the vast field of psychology. The material means and contexts of action serve to both regulate and constrain practices and to open up unanticipated chances and difficulties.

While there is a wide range of conceivable human practices, also beyond those strictly involved in societal labor, human societies will perish if the totality of their practices does not accomplish their physical survival, if it uses the available resources in non-sustainable ways, or if it leads in other ways to self-destruction. Similarly, practices of drinking, eating, sleeping, giving birth, and so on, may be almost infinitely malleable but cannot be arbitrarily suspended without the risk of death or extinction. Death also imposes specific constraints and challenges on human practices, such as their transmission to the next generation. All in all, we see the necessity for iteration and potentials for conflict, for example, over limited resources and chances in life, opportunities to learn and forget, the accumulation or loss of material culture, and so on, which remain as persistent to human history as they are left unspecified by these critical anthropological facts.

Which concept of practice is appropriate to capture these facts? Doing justice to all of them is not only important to avoid a narrowed-down perspective on the richness of human social life. As was emphasized in the beginning, the different aspects listed above also address different disciplines, including biology and ecology, the social and the behavioral sciences, as well as the humanities, which may each bring their empirical and theoretical knowledge to bear on this issue. Reducing dimensionality thus also risks neglecting important insights from different disciplinary perspectives, and fails to take seriously the nature of practice as a borderline problem.

We label approaches that fully capture the anthropological gamut as “critical,” while approaches that introduce additional assumptions are considered as “overcritical.” Those that do not incorporate all these aspects as fundamental to their framework are characterized here as “undercritical.” Overcritical approaches working with substantial claims about human universals such as rationality, free will, normativity, or about the structure of human needs, have been generally rejected in recent years because their strong assumptions have not lived up to empirical scrutiny, in particular on the background of a growing number of comparative studies, also of non-Western cultures and pre-modern societies.

Undercritical approaches, in contrast, have been dominating the debate. In the context of global struggles against Eurocentrism, colonialism, and patriarchic social orders, they have fascinated their followers because of their sometimes radical renunciation of biases, including a bias distinguishing human actors from other agents. At the same time, by readjusting fundamental explanatory concepts, they appeared to be capable of escaping traditional theoretical tensions, for example, between social theories favoring actors and those favoring structures, but only at the price of losing focus of some of the above-mentioned anthropological facts. Undercritical approaches nevertheless have to deal with them in practice, but they typically achieve this by either introducing additional ad hoc assumptions when needed, or by ignoring or downplaying certain aspects.

Many studies in the social sciences today are influenced by what has been called the practice turn in social theory, which ranges from organizational research via the history of science and technology and gender studies to media and lifestyle studies. Such studies focus on the routines in organizations, the use and impact of media and technical artifacts, or on performances like “doing gender.” Classical theories of practices have been formulated, for instance, by Pierre Bourdieu and Anthony Giddens: Bourdieu has introduced concepts such as that of habitus, the social field, or the embodied character of knowledge (1977 [1972], 1990 [1980]); Giddens has suggested concepts such as that of practical consciousness referring to what individuals know about the social conditions of their own action, but are incapable of articulating in words (1979, 1984).

Some approaches go back to Ludwig Wittgenstein or Martin Heidegger, conceiving knowledge as skills governed by implicit rules, emphasizing the practical dimension of being in the world, and criticizing individualistic rationalism (Heidegger 1996 [1927]; Wittgenstein 1984 [1953], 1984 [1969]). Skillful practices are also at the center of the so-called ethno-methodology. French post-structuralist thinkers such as Michel Foucault and Gilles Deleuze have searched for alternatives to subject-centered social theories by focusing on “technologies of the self” or by conceiving the social as spatial and material assemblages of bodies and artifacts (1987 [1980]; Foucault 1988). Bruno Latour has conceived the social as being constituted by networks of interactions between humans and things, characterized as human and non-human “actants” (Latour 1995). Central to all these approaches is an emphasis on materiality and on an “implicit” logic of practice, including its iterative and unpredictable character. From our perspective, however, they all qualify as being undercritical. They neither incorporate the vast amount of knowledge about human cognitive abilities accumulated by the behavioral sciences, nor do they pay sufficient attention to the metabolic character of human interactions with their environment mentioned above. It is true that the turn of the social sciences to “praxeology” has brought practice and knowledge into a closer

connection, but it risks replacing traditional rationalistic and subject-centered theories of disembodied minds with an account of bodies for which neither thinking nor metabolizing with their environment is truly essential.

Theories of practice conceptualize social practices in terms of behavioral routines embedded in practical understanding. They hence involve knowledge predominantly in the form of “know-how,” incorporated in the bodies of the actors and the material artifacts they use. Such a reduced concept of knowledge can hardly serve as an instrument for analyzing and discussing the sophisticated mental and symbolic architectures of scientific theories, or of religious belief systems, let alone their historical transformations. Theories of practice cannot account for the practice of theories, other than in a superficial way. Theories of practice, on the other hand, have certainly contributed to the realism of sociological investigations by opening up perspectives to a plurality of practices, including practices of governance, organization, relationships, negotiations, self-control, or of “doing” science.

Theories of practice are often motivated by their critical stance against traditional views. For instance, the so-called “laboratory studies” have distanced themselves from a naive view of scientific institutions as places where theories and hypotheses are tested. Instead, they emphasize the role of informal routines of behavior supported by implicit background knowledge and context-specific practical forms of reasoning that react to situative irritations. The role of artifacts and experimental systems is key to this view. They are no longer seen as auxiliary instruments but as enabling or constraining certain forms of behavior and as generating “epistemic things,” demanding creative responses. This is a productive insight that is, however, often overemphasized at the expense of other aspects of practice.

The underlying ontology therefore merits a critical examination. Practices are considered to be material practices with an emphasis on bodies and artifacts, the latter often referred to as “things.” This conception of materiality is hence marked by a methodological individualism which replaces the traditional individualism focusing on the subjects of action. The material world is emphatically addressed as a world of “things,” and considered in relation to changing contexts of usage and know-how. This know-how, however, is primarily conceived as embedded in local practices and not systematically investigated as part of a larger world of knowledge in its own right, with its own long-term and global traditions, its cognitive development, including interactions with the experiences mediated by epistemic objects, and its relation to larger contexts of human existence.

Whether an object becomes an “epistemic thing,” for instance, may depend not only local laboratory situations but also on wider contexts such as the societal division of labor, on economic interests, or power structures, which may thus be-

come important sources of innovation outside of local practices. The creative act is often characterized in terms that suggest an irrational moment as being decisive, rather than encouraging a farther-going analysis of the interplay between changing cognitive, social, and material structures. In short, insisting on the implicit and inarticulate character of knowledge, rather than taking into account different forms of its symbolic representation that interact in their own specific ways with social and cognitive processes, tends to mystify the role of epistemic things to almost oracle-like instances where novelties emerge like fumes.

In short, there is a tendency to presuppose the discretization of the material world into “thinginess” as a self-evident ontology rather than to debunk it as the result of historical processes of reification. The long philosophical history of the concept of materiality, on the other hand, allows for a less restricted conception. It would be more plausible, in particular, to stress the metabolic character of practices that change, at the same time, the actors, means, objects, as well as the environment in which they co-exist. This would lead to a more holistic concept of materiality and interaction which challenges the assumption of praxeology whereby one can describe a plurality of actions merely as an assemblage. Accordingly, practices would have to be understood as being part of a system of social activities, which only in their totality achieve certain collective goals such as the reproduction of a society.

Theories of practice, on the other hand, conceive the larger societal reality in terms of sets of loosely coupled practices, among which competitions, frictions, tensions, and conflicts may arise. Such complexes may be bound together by social fields, for example, by an institution or by the lifestyles of particular social groups, classes, and so on. The emphasis is placed on the fact that these macro-structures are just secondary, emerging entities constituted by the loose associations of practices. Recent studies of cultural globalization and multiculturalism, for instance, reject a conception of culture as a homogeneous sphere of shared norms, values, and symbol systems, and focus instead on local encounters in which different sets of practices and their corresponding background knowledge are superimposed and mingled, giving rise to unexpected cultural “tools” and interpretations.

Similarly, organizational research has turned critically against economic rational choice models, against conceptualizations of organization as institutionalized rationality, and against the idea of actors following explicit institutional norms. The daily life of an organization is accordingly characterized by behavioral routines and informal procedures making use of relations of trust, rules of thumb, informal networks, or of symbolic myths of organization. This account, at the same time, is richer and less systematic than that of institutional economics. Here, the more abstract concept of transaction costs serves to capture the effort

needed to enable, implement and maintain economic practices within institutional frameworks.

As fertile as these approaches certainly are when dealing with case studies, it is not easy, from this perspective, to account for the feedback that macro-structures such as the global economy, global power relations, or the structures generated by a global history of knowledge may in turn have on the single practices. When, for instance, the existence and stability of a society depends on a particular division of labor, its single practices are realized under systemic constraints that are only understandable within the logic of the macro-structure. It is also at the level of such macro-structures that, more generally speaking, human social formations are embedded in metabolic exchanges with their environment. The flows and transformations of material and energies taking place in human societies under conditions of limited resources cannot be understood at the level of single practices or their loose couplings.

This point of view is particularly relevant when it comes to the consideration of global issues in social theory. In their attempts to reduce macro-structures to the implicit logic of specific practices, the protagonists of practice theory have made it unnecessarily difficult for themselves to respond to the global challenges of today's world, as they may be described with the help of the notion of the Anthropocene, capturing the impact, on a global scale, of the cumulative effects of human practices over millennia and acknowledging the existence of planetary boundaries. As a result, the political implications of practice theory seem to oscillate between a fatalist conservatism and subversive anarchism.

Practices, on the one hand, are indeed conceived as following routines, but on the other hand also as open and unpredictable. They thus carry an inherent moment of innovation. This moment of innovation is associated with interpretative and methodical uncertainties of practice, opening it up to context and situation-specific reinterpretations. This inherent quality may have different roots. Practices take place in time and are never repeated under exactly the same conditions. This temporality is a persistent factor of change because it may introduce subtle shifts of meaning which, however, are not conceived in terms of cognitive structures but only at the level of practice itself. One of the main roots of innovation is the richness of possible contexts and situations in which practices are realized. There may be some situations, for instance the emergence of new artifacts, for which the existing routines of behavior turn out to be insufficient. In the history of science, we would describe such situations with the help of the concept of "challenging objects."

As I have stressed earlier, a strength of practice theory is its ability to go beyond seeing artifacts as material determinants of practices, or simply as symbols of a mental world. Artifacts enable but do not determine practices and may

become a source of innovation. But exactly how this happens remains unclear, even if local practices are “thickly” described in the greatest detail. It is at such points that, in order to avoid the tautology that changes of practice induce changes of practice, other dimensions such as methodical or interpretative knowledge, and motivational resources come into play, without, however, conceding them a deeper, let alone systematic analytical treatment in terms of mental structures. The critical question of how practices are actually adapted, rearranged, or given up when confronted with resistance or change is mostly relegated to case studies. The role of intentionality, normativity, cognitive and symbolic structures is not denied in practice theories but subsumed under a totalizing vision of materializing the social.

All of these dimensions are reduced to become merely aspects of practice. In coupling practices, actors, and artifacts to the point of conflating them, one risks, however, neglecting important degrees of freedom. Knowledge, in this understanding, is always embedded in practice and practice is embedded in knowledge, an assumption that effectively reduces the space for more intricate or wider-ranging interactions. Actors may possess knowledge as persons without ever implementing it in their social practices, unless special circumstances cause them to activate this hidden potential, for instance, when entering new contexts. Similarly, artifacts may represent knowledge even if they are not part of any social practices. They may simply serve to store knowledge and transmit it to situations when its potential eventually becomes activated by actors using them in the context of entirely new forms of practices.

In theories of practice, an important source of innovation is rooted in the fact that different forms of practice and the know-how pertaining to them may overlap or intersect in the same actors. In order to avoid the introduction of “overcritical” assumptions about anthropological constants regarding the actors, properties of subjectivity such as autonomy, reflexivity, or self-interest are exclusively considered as products of specific social practices. The subject, in this understanding, is nothing but a sequence of the social acts in which it participates and a bundle of the heterogeneous forms of knowledge associated with them. In an overreaction against traditional rationalism, thinking as the internal activity in which knowledge is actually processed, is almost categorically excluded from this framework – as if there were no ways to conceptualize historically, socially, or culturally shaped forms of thinking that avoid rationalist fallacies.

An epistemic theory of action instead requires moving beyond treating knowledge merely as a condition, aspect, or consequence of practice. It needs to acknowledge the systemic ways in which a knowledge economy in its own right shapes and orchestrates practice. Institutions and organizations rely on knowledge which they either generate or presuppose, thus depending on a

broader societal knowledge economy. Their activities involve transfer and transformation processes of knowledge involving different kinds of material representations, serving as the currency of a knowledge economy. Individual actors acquire historically specific abilities of cognitive and normative judgments through acculturation under given social conditions. Social norms, symbol systems, cultural codes, and orders of knowledge are not just part of local practices but are also shaped by long-term historical developments involving macro-structures, as well as individual cognitive processes. Individual actors appropriate knowledge made available to them from their individual perspectives with the help of external representations of shared knowledge, thus inducing variations of this shared knowledge. In short, the cognitive, material, and social aspects of knowledge are closely intertwined but irreducible dimensions subject to historical change.

In the past, different theories of culture have alternatively emphasized the primacy of the mental, the textual, or of practice. From a mentalist viewpoint, culture is primarily a product of the human mind, a system of ideas and world-views, as in Max Weber's sociology (1980 [1922]), or unconscious sets of rules as in structuralism, or intentionalities of acts of consciousness as in phenomenological approaches. Textualism, in contrast, has identified the social not with an internal world of human thinking, but with external and even public representations such as texts, discourses, symbols, and communication which are encoding a cultural meaning with regard to which the mental and the subjective have only a derivative character. Examples are Michel Foucault's theory of discourse (1989), Clifford Geertz's view of culture as text (1973), or Niklas Luhmann's focus on the constitution of the social by codes and communicative sequences (1995 [1984]).

Here, I would like to suggest that by conceiving action and practice as a borderline problem at the crossing point of social, behavioral, and historical investigations, one may develop an integrative perspective that takes into account what can be learned from each of these approaches and, at the same time, overcome some of their weaknesses. Instead of playing the different viewpoints off against each other, it seems more natural to conceive the mental as emerging from an internalization of a material and symbolic world, and this outer world, in turn, as a product of human practice in which the mental is embodied and externalized. In the course of historical developments, this leads to a co-evolution and superposition of mental and symbolic layers, material cultures, normative regulations, and of social and economic structures, which, in any given situation, co-exist, interact, and shape social reality on different scales, but are always embedded within our planetary environment and the constraints it imposes on this reality.

References

- Bourdieu, Pierre (1977 [1972]). *Outline of a Theory of Practice*. Cambridge: Cambridge University Press.
- (1990 [1980]). *The Logic of Practice*. Cambridge: Polity Press.
- Deleuze, Gilles and Félix Guattari (1987 [1980]). *A Thousand Plateaus: Capitalism and Schizophrenia*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Durkheim, Émile (1982 [1895]). *The Rules of Sociological Method*. New York: The Free Press.
- Foucault, Michel (1988). *Technologies of the Self*. Ed. by Luther H. Martin, Huck Gutman, and Patrick H. Hutton. Amherst: Univ. of Massachusetts Press, 16–49.
- (1989). *The Archeology of Knowledge*. London: Routledge.
- Geertz, Clifford (1973). Thick description: Toward an interpretive theory of culture. In: *The Interpretation of Cultures. Selected Essays*. Ed. by Clifford Geertz. New York: Basic Books, 3–30.
- Giddens, Anthony (1979). *Central Problems in Social Theory. Action, structure and contradiction in social analysis*. London: Macmillan.
- (1984). *The Constitution of Society. Outline of the theory of structuration*. Cambridge: Polity Press.
- Heidegger, Martin (1996 [1927]). *Being and Time*. New York: State University of New York Press.
- Joas, Hans (1996). *The Creativity of Action*. Chicago: University of Chicago Press.
- Latour, Bruno (1995). *We Have Never Been Modern*. Cambridge, Mass.: Harvard University Press.
- Luhmann, Niklas (1995 [1984]). *Social Systems*. Stanford, CA: Stanford University Press.
- Parsons, Talbot (1968 [1937]). *The Structure of Social Action*. New York/London: Free Press.
- Reckwitz (2003). Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive. *Zeitschrift für Soziologie* 32(4):282–301.
- Weber, Max (1980 [1922]). *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie*. Tübingen: Mohr.
- Wittgenstein, Ludwig (1984 [1953]). Philosophische Untersuchungen. In: *Werkausgabe Band 1*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 225–580.
- (1984 [1969]). Philosophische Untersuchungen. In: *Werkausgabe Band 1*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 113–257.

R Ravensbrück

Insa Eschebach

Annika Bremell, Überlebende des Frauen-Konzentrationslagers Ravensbrück, berichtet 2006 rückblickend Folgendes: Im April 1945, als sie zum letzten Mal Appell stehen musste, öffnete sich plötzlich das Lagertor und „wunderschöne junge Männer“ kamen herein, gekleidet in Uniformen des Schwedischen Roten Kreuzes. Es handelte sich um die Busfahrer, die die Frauen nach Skandinavien evakuieren würden. Annika Bremell, wie viele ihrer Mithäftlinge mehrfach kahlgeschoren, beschrieb, wie in diesem Augenblick ihre Hand spontan „nach oben ging“, um zu kontrollieren, ob ihre Haare säßen. Und als sie diese Geste selbst bemerkte, habe sie gedacht, sie sei eben doch immer noch eine Frau, der es wichtig sei, wie sie für diese Männer aussehe.



Das Frauen-Konzentrationslager Ravensbrück, vermutlich 1940. Aufnahme aus einem SS-Fotoalbum. (Fotograf unbekannt, MGR/SBG Nr. 1643)

Matthias Heyl, pädagogischer Leiter der Gedenkstätte Ravensbrück, erzählt diese Geschichte gelegentlich bei Führungen, wenn die Gruppen den ehemaligen Appellplatz, das Lagertor in Sichtweite, erreicht haben. Es geschieht, dass ihm beim Erzählen nun seinerseits seine Hand illustrierend „nach oben“ geht. Gelingt ihm diese feminine Geste gut, berichtet er (Heyl 2015), kann es sein, dass er bei manchen Jungen auf eine gewisse Abwehr trifft. Spontane Kommentare wie „voll schwul“ seien wie aus dem Off zu hören.

Carola Sachse hat 1997 bemerkt, dass seit der deutschen Vereinigung das Konzentrationslager Ravensbrück im Zentrum der Frauenforschung stünde (1997, 31). Diesen Befund bestätigen Irene Stoehr und Susanne Lanwerd in ihrem Forschungsüberblick zehn Jahre später (2007, 47). In der Tat hat die Ravensbrück-Forschung Anfang der 1990er Jahre einen Höhenflug begonnen und vieles ist seither geschehen. Diese Entwicklung ist wesentlich von der historischen Frauen- und Geschlechterforschung befördert worden. Sie wurde aber auch begünstigt von der nationalen wie internationalen Historiographie, die Konzentrationslager jahrzehntelang als randständiges Phänomen betrachtet hatte, sich aber seit den 1990er Jahren zunehmend auch der nationalsozialistischen Lagerwelt zuwendet.

Gleichwohl bleibt es im Grunde erstaunlich, dass sich bei der Frage nach dem Geschlecht der Blick stets erneut auf Ravensbrück richtet. Als ob das Frauen-Konzentrationslager an sich schon auf die Existenz von Geschlechterverhältnissen verweise, während Lager für Männer für das Menschlich-Allgemeine zu stehen scheinen. Diese Asymmetrie hatte Simone de Beauvoir im Blick, als sie – wie später auch beispielsweise Pierre Bourdieu, George L. Mosse, Judith Butler – 1949 argumentierte: Die männliche Geschlechtsidentität gehe mit der Vorstellung des Allgemeinen oder auch Universalen einher, während das Weibliche, wenn überhaupt, dann stets explizit charakterisiert werden müsse (1972, 12): „Wie kommt es,“ schreibt sie, „dass zwischen den Geschlechtern [...] Wechselseitigkeit nicht hergestellt worden ist, dass der eine der beiden Begriffe sich als der allein wesentliche behauptet hat und mit Bezug auf seinen Gegenbegriff jede Relativität ablehnt, indem er diesen schlechthin als „das Andere“ definiert?“

Noch in der Kennzeichnung der Konzentrationslager zeigt sich der Bedarf expliziter Charakterisierung: Als „FKL“, so die historische Abkürzung, unterschied sich das „Frauen-Konzentrationslager“ von den „KL“, den Konzentrationslagern, die keines weiteren geschlechtsspezifischen Ergänzungsbuchstabens bedurften, weil sie für Männer waren. Während mit der männlichen Geschlechtsidentität das Allgemeine par excellence angesprochen ist, sind Frauen im Wesentlichen mittels ihres Geschlechts definiert. So bleibt auch Ravensbrück ein Sonderfall im System nationalsozialistischer Konzentrationslager wie auch im bun-

desdeutschen Netz der KZ-Gedenkstätten: Ein Zusatz, ein Außerdem, ein Die-gibt-es-ja-auch-noch.

Die – andauernde – Asymmetrie der Geschlechter ist vermutlich ein Grund dafür, warum die Thematisierung der Geschichte des Frauen-Konzentrationslagers stets erneut mit Forderungen nach vermehrter politischer, religiöser und/ oder sozialer Teilhabe von Frauen verknüpft wird. Soziale Bewegungen konstituieren und legitimieren sich selbst, indem sie sich eine eigene Geschichte geben. Dementsprechend wird auch Ravensbrück immer wieder aus identitätspolitischen Interessen heraus in Anspruch genommen: Die Geschichte der „Frauen von Ravensbrück“ wird häufig als Vorgeschichte des eigenen politischen, sozialen oder auch religiösen Handelns wahrgenommen. Dies gilt nicht nur für die nach dem Zweiten Weltkrieg Geborenen. Schon die Überlebenden versuchten mit ihrer Verbandspolitik nach 1945, mit dem auf ein reines Frauenlager verkürzten Ravensbrück „eines der wenigen Terrains zu behaupten, in dem sie ohne männliche Dominanz tätig sein konnten“. Susan Hogervorst weist darauf hin, dass die Frauen „ihr“ Ravensbrück hatten, während sich die Männer unter den Namen anderer Lager organisierten (2008, 214). Auch die Gedenkstätte Ravensbrück heute wird immer wieder als „Ort der Frauen“ wahrgenommen und ist in dieser Bedeutung zentraler Referenzpunkt geschlechterhistorischer und feministischer Initiativen. Für das Frauen-Konzentrationslager Ravensbrück als ein Schauplatz des Ausschlusses, extremer sozialer Kontrolle und Gewalt ist die Kategorie Geschlecht in mehrfacher Hinsicht von zentraler Bedeutung.

Erstens hinsichtlich der Geschlechterpolitik des „Dritten Reiches“, die sich sowohl in den Organisationsstrukturen des SS-Personals und der geschlechtsspezifischen Konzeption und Betreuung des Lagers manifestiert als auch in der Konstruktion sozial, politisch und rassistisch definierter Feindbilder. Misogynie, Homophobie und Konstruktionen devianter Weiblichkeit sind in der Geschichte dieses Lagers ohne Ende aufzufinden. Um nur ein Beispiel zu nennen: Für die strafrechtliche Verfolgung von Frauen im Nationalsozialismus und damit auch für die NS-Geschlechterpolitik waren mindestens vier Maßnahmen symptomatisch: Die Novellierung des Abtreibungsparagrafen, das „Blutschutzgesetz“, die „Wehrkraftschutzverordnung“ vom November 1939 sowie die „Verordnung zum Schutz von Ehe, Familie und Mutterschaft“ vom März 1943 (Roth 2009, 109–140). Die entsprechenden Strafprozessakten der in Ravensbrück inhaftierten Frauen dokumentieren Bilder vermeintlich minderwertiger – und deshalb häufig auch sexualisierter – Weiblichkeit im „Dritten Reich“ in Fülle.

Geschlechterhistorische Untersuchungsansätze sind aber auch zentral für Studien zur „Häftlingsgesellschaft“ (Maja Suderland) im weitesten Sinn: seien es Themenfelder wie die der Häftlingsgruppen, der Verfolgungskontexte und der Biografien oder Untersuchungen über die Lagergeschichte, über Zwangsarbeit,

kulturelle und soziale Praxen, Repressionsmaßnahmen bis hin zu Hinrichtungspraktiken, die ohne die Kategorie Geschlecht nicht adäquat zu fassen sind.

Hinzu kommt – drittens – die Nachgeschichte: „Seit der kulturalistischen Wende“, so Carola Sachse, dominiere in den geschlechterhistorischen Arbeiten zum Nationalsozialismus „die Auseinandersetzung mit Geschlechterbildern und Formen der Sexualisierung, die in den vergangenheitspolitischen Bearbeitungen des Nationalsozialismus, seinen geschichtspolitischen Repräsentationen und den Inszenierungen von Erinnerung und Gedenken identifiziert werden konnten“ (2012, 7). In der Tat ist auch dieser Untersuchungsansatz für die Nachgeschichte von Ravensbrück ausgesprochen ergiebig, sei es auf dem Feld der Denkmalkunst, der Konzeption von Ausstellungen und Gedenkräumen, der Dramaturgien öffentlicher Gedenkfeiern und der Ravensbrück-Filme, sei es das Feld der Memoirenliteratur, der politischen Reden und der nationalen wie internationalen Verbandsgeschichte.

Last, but not least spielt die Kategorie Geschlecht eine zentrale Rolle in der Bildungsarbeit der Gedenkstätte, die von Haus aus mit einer schwierigen Erwartungshaltung konfrontiert ist: Der Erwartung nämlich, der Gedenkstättenbesuch Jugendlicher könne diesen zu einer „Marienerscheinung“ verhelfen (Heyl 2005), so als stünde an „moralisch hoch aufgeladenen Gedenkort“ wie Ravensbrück, gewissermaßen am „Tiefpunkt der Zivilisation die Orientierung für das richtige und angemessene Verhalten zur Verfügung“, wie Astrid Messerschmidt schreibt (2016, 32). „Kritische Erinnerungsbildung“, fährt sie fort, kann „keine ungebrochenen Beziehungen zwischen den NS-Verbrechen und der Gegenwart herstellen, jedoch auf Verwandtschaften zu heutigem Denken und zu heutigen gesellschaftlichen Praktiken aufmerksam machen.“ Dass ideologische Muster, rassistische Zugehörigkeitsphantasmen und tradierte Geschlechterbilder fortwirken können, ist bekannt. Wie die eingangs erzählte Geschichte von Annika Bremell und Matthias Heyl deutlich macht, ist Ravensbrück ohne Gendersensibilität nicht denkbar.

Literatur

- de Beauvoir, Simone (1972). *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Eschebach, Insa (2014). Zur Einleitung: Kontexte und Entwicklungen der Ravensbrück-Forschung, in: In: *Das Frauen-Konzentrationslager Ravensbrück: Neue Beiträge zur Geschichte und Nachgeschichte*. Hrsg. von Insa Eschebach. Berlin: Metropol, 7–27.
- Heyl, Matthias (2005). *Erziehung nach Auschwitz, Interview zum Gedenktag für die Opfer des Nationalsozialismus*. 19. Januar 2005: http://www.arte.tv/de/erziehung-nach-auschwitz/750016_CmC=753926.html, Stand: 10. Februar 2016.

- (2015). Gender als Kategorie in der gedenkstättenpädagogischen Praxis der Gedenkstätte Ravensbrück – ein Werkstatttext. In: *Männlichkeitskonstruktionen im Nationalsozialismus: Formen, Funktionen und Wirkungsmacht von Geschlechterkonstruktionen im Nationalsozialismus und ihre Reflexion in der pädagogischen Praxis*. Hrsg. von Annette Dietrich und Ljiljana Heise. Frankfurt am Main: Lang, 275–284.
- Hogervorst, Susan (2008). Erinnerungskulturen und Geschichtsschreibung: Das Beispiel Ravensbrück. In: *Opfer als Akteure: Interventionen ehemaliger NS-Verfolgter in der Nachkriegszeit*. Hrsg. von Katharina Stengel. Frankfurt am Main: Campus, 197–215.
- Lanwerd, Susanne und Irene Stöhr (2007). Frauen- und Geschlechterforschung zum Nationalsozialismus seit den 1970er Jahren: Forschungsstand, Veränderungen, Perspektiven. In: *Frauen- und Geschlechtergeschichte des Nationalsozialismus: Fragestellungen, Perspektiven, neue Forschungen*. Hrsg. von Johanna Gehmacher und Gabriella Hauch. Innsbruck: Studien-Verlag, 22–68.
- Messerschmidt, Astrid (2016). Postkoloniale Selbstbilder in der postnationalsozialistischen Gesellschaft. *FKW: Zeitschrift für Geschlechterforschung und visuelle Kultur* 59:24–37.
- Roth, Thomas (2009). “Gestrauchelte Frauen” und “unverbesserliche Weibspersonen”: Zum Stellenwert der Kategorie Geschlecht in der nationalsozialistischen Strafrechtspflege. In: *Nationalsozialismus und Geschlecht: Zur Politisierung und Ästhetisierung von Körper, „Rasse“ und Sexualität im „Dritten Reich“ und nach 1945*. Hrsg. von Elke Frietsch und Christina Herkommer. Bielefeld: transkript-PRO, 109–140.
- Sachse, Carola (1997). Frauenforschung zum Nationalsozialismus. Debatten, Topoi und Ergebnisse seit 1976. *Mittelweg* 36(2):24–33.
- (2012). Wissenschaft und Geschlecht in der NS-Medizin: Überlegungen zur Verbindung wissenschafts- und geschlechterhistorischer Untersuchungsansätze. In: *Geschlecht und “Rasse” in der NS-Medizin*. Hrsg. von Insa Eschebach und Astrid Ley. Berlin: Metropol, 7–16.

S Sexualreform

Atina Grossmann

Wenn ich an Carola Sachse denke, dann denke ich an das R-Wort: Rationalisierung. S für Sexualreform, das war mein Thema: die Wiederentdeckung der Weimarer Sexualreformbewegung, die Kampagnen für die Reform des Paragraphen 218, die Netzwerke von Ehe- und Sexualberatungsstellen in Berlin, geleitet von (meist jüdischen) sozialistischen und kommunistischen Ärzten und vor allem auch Ärztinnen, die Verbindungen zwischen kommunistischen und sozialdemokratischen Frauenorganisationen und der bürgerlichen Frauenbewegung, und eben auch die Verwobenheit der Sprache von „mein Körper gehört mir“ und dem, wie ich es nannte, „Motherhood-Eugenics Consensus“. All dies habe ich ab dem heißen Herbst 1977, als ich zur Archiv- und Literatur-Recherche nach Berlin kam, in enger Zusammenarbeit mit Carola Sachse erforscht und zu verstehen versucht. Sie beschäftigte sich eher mit Arbeit und Arbeiterinnen in ihrer Dissertation über die *Betriebliche Sozialpolitik als Familienpolitik und als Geschlechterpolitik* bei Siemens (1990). Doch der Untertitel *Eine Untersuchung zur sozialen Rationalisierung in Deutschland im 20. Jahrhundert* machte den Fokus deutlich – ob wir über Sexualreform oder Sozialpolitik schrieben, das Zauberwort hieß Rationalisierung.

In den frauenbewegten Jahren 1978 und 1979 saß Carola im Siemens-Archiv – wenn ich mich recht erinnere hat sie sogar einen Computerkurs bei Siemens belegt, um die Feldforschung mit einer echten Ausbildung zu verbinden. Dies zu einer Zeit in den späten 1970er Jahren als Computer in der historischen Forschung und in der öffentlichen Kultur überhaupt noch exotisch waren. Wir, ihre Kolleginnen, staunten und meinten, dass dieses Abenteuer wohl mit ihrer Soziologieausbildung zu tun hatte, aber auch mit einem Hang zur Genauigkeit. Ich dagegen marschierte (in Kooperation mit Gudrun Schwarz, die damals für ihre Diplomarbeit über das Frauenbild in der SS Zeitschrift *Das Schwarze Korps* recherchierte) regelmäßig durch den Grenzübergang Friedrichstraße nach Ost-Berlin in die Staatsbibliothek Unter den Linden, um die alten handgeschriebenen Kataloge nach verschollenen Sexualaufklärungszeitschriften durchzusehen, mit Titeln wie *Liebe und Ehe*, *Ideal-Ehe*, *Ideal-Lebensbund (Wochenend und Ehe)*, *Sexualnot*, *Sexualhygiene*, *Der Eheberater: Monatsschrift für Hygiene und Volksbelehrung*, oder *Aufklärung*, die die Vorkriegslebensreform und die Weimarer Sexualreformbewegung vorstellten. Die Zeitschriften enthielten eine – für mich erst einmal

schwer zu interpretierende – Mischung aus Eugenik, Volksgesundheit, Sozialhygiene, und (sehr) sanfter Pornografie: nackte Fotos von „gesunden“, verdächtig arisch aussehenden Frauen und Männern in einer, so schien es, der Metropole Berlin fernen Landschaft mit – und dies war der entscheidende Punkt – sachlichen Tipps zur Verhütung und gesunder, glücklicher, auch für Frauen befriedigender (Hetero-)Sexualität.

Nicht wenige der Einträge in den großen, aus der Vorkriegszeit geretteten Katalogbänden waren rot durchgestrichen, Opfer des Nationalsozialismus und der „Bücherverbrennung“ – quer gegenüber der Staatsbibliothek auf dem Opernplatz – am 10. Mai 1933. Aber auch die Quellen, die nicht verschollen waren, befanden sich nicht in der Ost-Berliner Staatsbibliothek, sondern lagen völlig vergessen und nicht einmal ausgepackt im Keller der damals noch nicht fertig gebauten neuen West-Berliner Staatsbibliothek, direkt im Niemandsland nahe dem Potsdamer Platz. Bewaffnet mit den Signaturen kam ich zurück über die Grenze in unsere von der Mauer umschlossene linke feministische kapitalistische Insel, wo die West-Bibliothekare dann dankbar die Zeitschriften ausgruben, ordentlich katalogisierten und mir (und zukünftigen Forscher_innen) bereitstellten.

Nun saß ich (den Bibliotheksausweis mit der „niedrigen Nummer“, die den Status als Pionierbenutzerin belegt, besitze ich immer noch) in einer der begehrten Glaskabinen in der Bibliothek und studierte diese Zeitschriften – ihre Fotos und Beratungsspalten („Dr. Hodann antwortet“), die Inserate für Verhütungsmittel oder zur „Wiederherstellung der Menses“, die Adressen und Öffnungszeiten der Beratungsstellen und der Ambulatorien des Verbandes der Krankenkassen Berlins sowie die Annoncen der Treffen der verschiedenen Ligen und Verbände für Sexualreform. Dazu kamen die Berichte der Treffen der Weltliga für Sexualreform, die Zeitschriften des Vereins sozialistischer Ärzte sowie des Bundes deutscher Ärztinnen und eine veritable Flut anderer Quellen. Die lagerten in Bibliotheken und Archiven von Koblenz in West-Deutschland und der Breiten Straße in Ost-Berlin (Ost-Berliner Landesarchiv), in Stockholm, New York, London und Cardiff, also überall dort, wo der Nationalsozialismus diese Bewegung vertrieben hatte, die der Sozialgesundheit, aber eben auch der Parole „Dein Körper gehört Dir“ verpflichtet war. Etliche Bücher, verstaubte Originalausgaben, unter anderem von Max Hodann, Magnus Hirschfeld, Wilhelm Reich, Hertha Riese, Friedrich Wolf und Max Marcuse, fand ich in Antiquariaten in Jerusalem und Tel Aviv. Es war der den nachfolgenden Generationen unverständliche Rest aus den Habseligkeiten, die die Yekke-Flüchtlinge nach Palästina gerettet hatten. Dazu kamen die Beiträge von Charlotte Wolff, Alice Vollnhals-Goldmann, Martha Ruben-Wolf, Helene Stöcker, Kaethe Frankenthal, Lotte Fink, Hertha Nathorff, Julius Moses und anderen sowie Archivmaterial zu der im Jahr 1931 von der KPD geleiteten Kampagne gegen den Paragraph 218.

Die Lektüre war aufregend und, so fand ich, extrem widersprüchlich. Eine Bewegung zur sexuellen Freiheit, die die Sprache von Hygiene und Volksgesundheit mobilisierte und dennoch – dessen war ich mir als Emigrantenkind ganz sicher – nicht, wie damals öfters argumentiert wurde, eine direkte Linie von der Weimarer Reform zur nationalsozialistischen Bevölkerungspolitik zeichnete. Zu Hilfe kam – gerade im rechten Moment – Michel Foucault mit seiner Einsicht in *Sexualität und Wahrheit*, dass man nicht meinen sollte, „by saying yes to sex, one says no to power.“

„Das Paradoxon der Sexualreformbewegung bestand darin, dass sie die weibliche Sexualität ‘befreite’, indem sie die Sehnsucht der Frauen nach Befriedigung entdeckte, und sie gleichzeitig neuen Tabus und Restriktionen unterwarf“ – so meine Entschlüsselung 1983 (Grossmann 1985 [1983], 54). Carola Sachse las damals nicht, so meine Erinnerung, eifrig Foucault. Das Postmoderne faszinierte sie nicht. Aber gerade durch Foucaults Analyse der Disziplinierung durch die Verbreitung von Diskursen landete ich bei Carola Sachse und ihrer Forschung über die Rationalisierung der Hausarbeit und der Betriebsarbeit. Ich konnte nun „wissenschaftliches Management“, das die Doppelbelastung der „neuen Frau“ – als tüchtige Arbeiterin, Mutter, und (auch sexuelle) Partnerin – ermöglichen sollte, auch auf die Sexualität beziehen.

Es ging, verkürzt gesagt, um “Die Verlängerung des Fließbandes ins Schlafzimmer.“ Das Spannende an der Weimar Sexualreformbewegung war die “neue Sachlichkeit“, dieser Sprung in die Moderne:

Die sexuellen Beziehungen wurden zunehmend standardisiert durch verstärkt individualisierende und spezialisierte Kontrollmechanismen, d. h. Experten griffen direkt in den Körper ein durch ärztliche Geburtenkontrolle und vorgeschriebene Sexualtechniken. Und umgekehrt erlangten diese Experten in den Sozial- und Beratungsstellen tiefere Einblicke in das private Leben der Menschen. Die Zeitschriften, Ratgeber und Broschüren der Sexualreformbewegung trugen deren Intervention direkt in die Häuser und Schlafzimmer. Somit wurden dieselben Kriterien, die man für eine effektive Rationalisierung der Industrie entwickelt hatte, auch auf die Sexualität übertragen: Einheitlichkeit, Standardisierung, Zuverlässigkeit, Reproduzierbarkeit, Vorhersehbarkeit. (Grossmann 1985 [1983], 53–54)

Carola Sachse und ich ebenso wie Mary Nolan, Tilla Siegel und andere, die zur Rationalisierung im Rahmen von Gender forschten, veröffentlichten die Ergebnisse unserer Arbeit. Aber innerhalb eines Jahrzehnts wurden unsere Interventionen zu Fragen von Gender, Frauen, und Rationalisierung eingeholt oder

gar überholt von neuen brennenden Diskussionen im Zusammenhang mit der sich verändernden politischen Situation der Frauenbewegung und den Gender Studies in Deutschland und den USA. In einem kurzen, 1997 veröffentlichten Aufsatz versuchte ich ein Resümee nach einer von Carola Sachse, Tilla Siegel, Mary Nolan und mir organisierten Tagung 1994 zu „Gender and Modernity“ in New York:

In the German case, research on gender and modernity has been significantly defined by the concept of ‘rationalization’ or ‘social rationalization’ [...]. The conferences and workshops of the past several years have brought a kind of closure to debates about the usefulness and limitations of the term ‘rationalization’, a vocabulary that has enjoyed more currency in the German context and has indeed proved extremely fruitful for analyzing the turbulent and radically shifting history of modern Germany. We have moved from our, by now very well developed, discussions of rationalization and social welfare at home (housework and in the workplace, trade union and company social policy) and in the welfare state (including the impact of socialism and communism), to consider the new areas of comparative investigation: race, empire, nation, and citizenship, mass consumption and consumer culture, as well as violence and war [und in dem Artikel nicht direkt angesprochen, für mich immer mehr ein Thema, der Holocaust]. [...] We concluded that questions regarding inclusion and exclusion, boundary-making and – keeping – perhaps we could call this citizenship – are integral and complementary to any discussion of processes of rationalization and structuring of gender systems. (Grossmann 1997, 7–8)

Carola und ich haben immer wieder darüber gesprochen, dass wir diese Debatten eigentlich nicht weiter verfolgen konnten, da neue Fragen und Forschungsbereiche dringender und relevanter wurden – und dass es dennoch wichtig wäre, sie wieder in Erinnerung zu rufen, um zu fragen, inwiefern sie uns heute und in einem anderen Moment der Krise und Globalisierung, in dem Gender und Sexualität explosive Themen werden, weiter helfen könnten. Deswegen zu Carolas Emeritierung (aber sicherlich nicht Ruhestand) diese kleine Reise in unsere gemeinsame wissenschaftliche und politische Vergangenheit – mit Blick in die Zukunft.

Literatur

Grossmann, Atina (1985 [1983]). Die ‘Neue Frau’ und die Rationalisierung der Sexualität in der Weimarer Republik. In: *Die Politik des Begehrens. Sexualität, Pornographie und neuer Puri-*

- tanismus in den USA*. Hrsg. von Ann Snitow, Christine Stansell und Sharon Thompson. Berlin: Rotbuch Verlag, 38–62.
- (1997). Gender and Rationalization: Questions about the German/American Comparison. *Social Politics* Spring:6–18.
- Sachse, Carola (1990). *Siemens, der Nationalsozialismus und die moderne Familie: Eine Untersuchung zur Sozialen Rationalisierung in Deutschland im 20. Jahrhundert*. Hamburg: Rasch und Röhning.

T Terrorismus

Irene Bandhauer-Schöffmann

Weder auf politischer noch auf wissenschaftlicher Ebene lässt sich eine verbindliche Definition von Terrorismus ausmachen. Die seit den 1970er Jahren und insbesondere nach 9/11 boomende Terrorismusforschung konnte sich bis heute nicht auf Kernmerkmale einigen. Peter Waldmanns viel zitierte Definition – dass es sich bei Terrorismus um eine Form politischer Gewalt handelt, die von nicht-staatlichen Akteuren ausgeht, die planmäßig vorbereitete, schockierende Anschläge aus dem Untergrund gegen die politische Ordnung setzen – bleibt ebenso in Diskussion, wie die Versuche, Terrorismus als historisches Phänomen zu periodisieren oder einen „neuen“ vom „alten“ Terrorismus abzugrenzen.

David C. Rapoport ging von sich überlappenden „Wellen“ terroristischer Aktivitäten aus und sein Wellen-Modell wurde mit Technikgeschichte (technische Innovation, die bei terroristischen Anschlägen genutzt werden konnten), Politik- und Ideengeschichte untermauert. Für die Periodisierung des Terrorismus wird das Bild von fünf Wellen herangezogen, die ab Mitte des 19. Jahrhunderts beginnen, denn zuvor hatte der Begriff Terrorismus nicht auf politische Gruppen verwiesen, sondern nur den staatlichen terreur der Französischen Revolution bezeichnet. Die erste Welle bezeichnet den anarchistischen und nationalistischen Terrorismus von 1870/80 bis 1914. Terroristische anarchistische Akteure und Akteurinnen vor allem in Russland, Osteuropa, aber auch in Frankreich, Spanien und Deutschland sowie gewalttätige Nationalisten am Balkan und im Osmanischen Reich waren länderübergreifend vernetzt und ihre terroristischen Aktivitäten erregten breite Aufmerksamkeit in der linken und liberalen Presse.

In der zweiten Welle, vom Ende des Ersten Weltkriegs bis in die 1930er Jahre, agierten rechtsnationalistische terroristische Akteure gegen die politischen Vertreter der neu gegründeten Staaten. Diese rechte terroristische Gewaltwelle war stark antikommunistisch und antisemitisch geprägt, oft paramilitärisch organisiert und betraf insbesondere Deutschland, Österreich und Italien, aber auch andere europäische Staaten, deren republikanische Ordnungen zerstört werden sollten. Der Rechtsterrorismus hatte eine Hochphase in der Zwischenkriegszeit, war aber auch danach weiter wirksam und ist seit den 1980er Jahren wieder im Zunehmen begriffen.

Die dritte Welle, die von den 1920/30er bis zu den 1990er Jahren reichte, ist die des antikolonialen Terrorismus, der nach dem Ersten Weltkrieg entstand und

verstärkt nach dem Zweiten Weltkrieg in Erscheinung trat. Die antikolonialen terroristischen Bewegungen beeinflussten spätere Bewegungen des sozialrevolutionären Terrorismus, die jedoch nicht ethnische Perspektiven anlegten, sondern den Umsturz der kapitalistischen Gesellschaft intendierten. Beim palästinensischen Terrorismus lässt sich ein kontinuierlicher Übergang vom antikolonialen Terrorismus zum religiösen/islamistischen Terrorismus beobachten.

In der vierten Welle, die mit dem Aufbruch der Neuen Linken in den 1960er Jahren begann und bis in die 1990er Jahren dauerte, waren sozialrevolutionäre Terrorist_innen aktiv, denen es um eine Durchsetzung eines radikal-linken/kommunistischen Gesellschaftsmodell ging. Die Zeit dieser global vernetzten Bewegungen des Linksterrorismus war geprägt von der Entstehung einer neuen medialen Öffentlichkeit – verbunden mit der rasanten Ausweitung der TV-Kultur – und der steigenden Bedeutung der Vermittlung terroristischer Botschaften über Massenmedien.

Die fünfte und bislang letzte Welle wird mit religiös motiviertem Terrorismus beschrieben, der in den 1980er Jahren einsetzte und vor allem radikal islamistische Gruppen umfasst. Während der Linksterrorismus noch politische Botschaften an den jeweiligen Nationalstaat adressierte, gab es für den global vernetzten, religiös motivierten Terrorismus keinen erkennbaren Kommunikationspartner mehr. Die mediale Berichterstattung beschränkte sich auf einen emotionalisierten Opferdiskurs.

Nicht vorrangig die Taten der als Terrorist_innen eingestuften Akteure und Akteurinnen, sondern die kommunikativen Prozesse um diese Gewaltphänomene stehen heute im Mittelpunkt der (historischen) Terrorismusforschung, denn Terrorismus zielt nicht primär auf die eigentlichen Opfer, sondern ist als eine effiziente Kommunikationsstrategie (Peter Waldmann), als Theater der Angst (Beatrice de Graaf), als performativer Akt (Leith Passmore) zu verstehen. Terroristische Gewalttaten sind in erster Linie darauf angelegt, auf nicht direkt Betroffene zu wirken, indem durch die mediale Wahrnehmung und Deutung dieser Anschläge das Vertrauen der Bürger_innen in den Staat und seine Schutzfunktion untergraben wird.

Geschlechtergeschichtliche Perspektiven auf den Terrorismus von links

Die Geschlechtergeschichte betont, dass Terrorismus als vergeschlechtlichte Kommunikationsstrategie zu verstehen ist. Denn die Einstufung von gewalttätigen politischen Akteuren als „terroristisch“, findet in einer bürgerlichen Öffentlichkeit statt, die von Geschlechterdichotomien geprägt ist. Geschlechtergeschichtliche Forschungen zum Terrorismus (wie etwa die von Dominique Grisard, Sylvia Schraut, Patricia Melzer) gehen davon aus, dass Terrorismus-

diskurse an der (Re-)Produktion der bürgerlichen Geschlechterordnung beteiligt waren/ sind und dass die Kategorie Geschlecht für das Othing der Terrorist_innen zentral war/ist. In welcher Form Vorstellungen über die Geschlechter Eingang in die Bewertung terroristischer Handlungen gefunden haben, lässt sich am Beispiel des Linksterrorismus der 1970er Jahre beschreiben.

Die linksterroristischen Gruppen verstanden es, in den 1970er-Jahren eine effiziente transnationale Kommunikationsstrategie aufzubauen, die die nach 1968 entstandene Gegenöffentlichkeit nützen konnte. Involviert waren hier die sehr gut vernetzten Gruppen radikaler und gewaltbereiter Aktivist_innen, ihre Anwälte und die radikalen nicht-terroristischen Unterstützermilieus, in der BRD etwa die *Rote Hilfe*. Auch wenn die linksterroristischen Gruppen auf die Wahrung ihrer revolutionären Identität in einem nationalen Kontext bedacht waren und die ausufernde Memoirenliteratur zu den transnationalen Lernprozessen schweigt, lässt sich der Terrorismus der 1970er Jahre und dessen vergeschlechtlichte Deutungen nur als transnationales Phänomen begreifen.

Während in den 1970er Jahren eine Vergeschlechtlichung über angstbesetzte, aggressive Frauenbilder (Hexen, Amazonen, Flintenweiber, pervertierte Feministinnen, grausame Terror-Mädchen) erfolgte, ist die Vergeschlechtlichung der Terrorismusdiskussion in der Nachfolge von 9/11 viel mehr an Männerbildern ausgerichtet. Sicherheitsdiskurse nach 9/11 machten sich nicht mehr wie in den 1970er Jahren an *bedrohlichen* Frauen fest, sondern inszenieren *bedrohte* Frauen, die von westlichen Männern vor rückständigen, islamischen Männern geschützt werden müssten. Die unterstellte „Andersartigkeit“ der Terrorist_innen kann – wie Dominique Grisard gezeigt hat – nicht als Produkt sensationslüsterner Medien abgetan werden, sie wurde auch mit wissenschaftlichen Diskursen untermauert und juristisch sanktioniert. Seit Beginn der 1970er-Jahre hatten die Ermittlungsbehörden, Wissenschaft und Medien den Linksterrorismus in der BRD mit Frauenemanzipation verknüpft und die „Terroristinnen“ als Folge einer „pervertierten Emanzipation“ beschrieben.

„Wenn der Kampf gegen Terrorismus unversehens zum Kampf gegen Emanzipation ausartet, wenn die weiblichen Verdächtigen nicht nur wegen ihrer Straftaten, sondern darüber hinaus als unbotmäßige Frauen verfolgt und gebrandmarkt werden, dann richten sich diese Verfolgungen auch gegen mich und mein Bemühen um Veränderung,“ schrieb 1978 die Journalistin Susanne von Paczensky im Vorwort zum Sammelband „Frauen und Terror“, der in der dezidiert feministischen Verlagsreihe „Frauen aktuell“ erschien und intendierte, die „patriarchalischen Erklärungen“ zur Frauenbeteiligung am Linksterrorismus zurückzuweisen. Die Autorinnen – unter ihnen auch Christina Thürmer-Rohr, Margarete Mitscherlich – antworteten auf eine in der BRD seit 1972 im Gang befindliche öffentliche Diskussion, in der Frauenemanzipation und Linksterrorismus verknüpft wurden.

In einem nicht namentlich gezeichneten, sich aber amtlich gebenden Buch, das sich „Der Baader-Meinhof-Report“ nannte und während des Bundeswahlkampfes 1972 auf den Markt kam, wurde den Terroristinnen „starke Emanzipationslust“ unterstellt und die Kinderläden als „Krippe der Linksradiكالen und späteren Terroristen“ identifiziert. „Der Baader-Meinhof-Report“ beinhaltete Akten des Bundeskriminalamtes und des Verfassungsschutzes und bot im Dokumentenanhang eine „Analyse“ eines ungenannten Kriminalkommissars zum „Aktionsrat zur Befreiung der Frauen“, um noch einmal – quasi aktenbelegt – emanzipierte Frauen und die antiautoritäre Kindererziehung als Wurzeln des Terrorismus festzumachen.

Ausgangspunkt dieser vergeschlechtlichten Diskurse über den Linksterrorismus waren die USA. Ende der 1960er-Jahre hatten sich mit den neu entstandenen counter terrorism studies spezielle Diskurse über die Terroristin als das „radikal Andere“ herausgebildet. Die gewalttätige Frau verkörperte gleichzeitig gefährliche subversive Weiblichkeit (indem sie Weiblichkeit als Camouflage verwendet, wie beispielsweise die Bombe im Kinderwagen) und *gender transgression*, indem sie die heteronormativen Zuschreibungen (wie etwa die Friedfertigkeit der Frauen) durchbricht. Die Kriminologie in den USA begann genau zu dem Zeitpunkt sich intensiver mit den „Terroristinnen“ zu beschäftigen, als die Frauenbewegung als politische Kraft auftrat. Der unterstellte, explizite Zusammenhang zwischen dem Terrorismus, insbesondere der angeblich dramatisch ansteigenden Zahl von Frauen, die sich terroristischer Gewalt zuwandten, und der Frauenemanzipation wird von den USA aus eine bemerkenswerte Transfergeschichte erleben. Feminismus und Terrorismus wurden als „twin practices“ (Amanda Third) wahrgenommen. Diese diskursive Verknüpfung wurde später in jeweils unterschiedliche nationale Kontexte eingepasst.

Feminismus und Terrorismus wurden in zweierlei Weise diskursiv miteinander verknüpft: Einerseits wurde das Leben von Frauen im Untergrund als Emanzipationserfahrung präsentiert, andererseits wurde die Gleichung aufgestellt, dass feministisches Aufbegehren gegen patriarchale Strukturen der eigentliche politische Hintergrund für den Terrorismus sei und Terroristinnen eine pervertierte, exzessive Emanzipation verkörpernten.

Die Darstellung des Lebens in terroristischen Organisationen als gelebte Frauenbefreiung, die sich mit den Berichten von Aktivistinnen (sei es der Weather Underground, der RAF oder der Brigade Rosse) leicht als reine Fiktion zurückweisen lässt, wurde ebenfalls von den USA ausgehend in andere Länder transferiert. In der BRD hatte *Der Spiegel* die These von der Emanzipation im Untergrund bereits 1972 lanciert, als anlässlich der Verhaftung von Andreas Baader die ehemalige Kurzzeit-Terroristin Beate Sturm zum Geschlechterverhältnis in der RAF interviewt wurde. Die Physikstudentin brachte in ihren Interviews ein durchaus

romantisches Verständnis von der Gleichberechtigung der Geschlechter im Untergrund zum Ausdruck. Das fügte sich ein in die vergeschlechtlichten zeitgenössischen Deutungen.

Schlussfolgernd lässt sich festhalten, dass die politische Devianz in den Diskursen über Terrorismus immer mit Genderdevianz verknüpft war/ist. Terrorismus wurde und wird nicht nur als staatlicher Kontrollverlust und Angriff auf die bürgerlich-demokratische Gesellschaft gesehen, sondern auch als Angriff auf die Geschlechterordnung.

Literatur

- Bandhauer-Schöffmann, Irene und Dirk van Laak, Hrsg. (2013). *Der Linksterrorismus der 1970er-Jahre und die Ordnung der Geschlechter*. Trier: WVT Wissenschaftlicher Verlag Trier.
- Graaf, Beatrice de (2010). *Theater van de angst. De strijd tegen terrorisme in Nederland, Duitsland, Italië en Amerika*. Amsterdam: Boom.
- Grisard, Dominique (2011). *Gendering Terror: Eine Geschlechtergeschichte des Linksterrorismus in der Schweiz*. Frankfurt am Main: Campus.
- Melzer, Patricia (2015). *Death in the Shape of a Young Girl. Women's Political Violence in the Red Army Faction*. New York: New York University Press.
- Paczensky, Susanne von (1978). *Frauen und Terror. Versuche, die Beteiligung von Frauen an Gewalttaten zu erklären*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Passmore, Leith (2011). *Ulrike Meinhof and the Red Army Faction. Performing Terrorism*. Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Rapport, David C., Hrsg. (2006). *Terrorism*. London: Routledge.
- Schraut, Sylvia und Klaus Weinhauer (2014). Terrorism, Gender, and History. *Historical Social Research* 39:7–16.
- Terhoeven, Petra (2014). *Deutscher Herbst in Europa. Der Linksterrorismus der siebziger Jahre als transnationales Phänomen*. München: Oldenbourg.
- Third, Amanda (2014). *Gender and the Political. Deconstructing the Female Terrorist*. New York: Palgrave Macmillan.
- Waldmann, Peter (1998). *Terrorismus. Provokation der Macht*. München: Gerling-Akademie Verlag.

U Urwald

Sonja Walch

Im modernen Diskurs ruft der „Urwald“ die Vorstellung einer vom Menschen unberührten Landschaft hervor, in der die Natur besteht, wie sie einmal war: Ein prähistorisches Überbleibsel aus einer Zeit, in der unterschiedliche Pflanzen- und Tierarten koexistierten. Ökologen und Umweltschützer berufen sich auf das Konzept des Urwalds häufig im Rahmen eines Aufrufs einzugreifen, um die bedrohte Biodiversität von Eindringlingen zu schützen, üblicherweise von Holzfällern, Bauern, Viehzüchtern oder Jägern. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts repräsentierte der „Urwald“ jedoch eine andere Landschaft: unerschlossen und unwirtschaftlich, von armen, einfachen Menschen bewohnt, schien sowohl die Vegetation als auch die Bevölkerung auf den Eingriff westlicher Staaten und Wissenschaften angewiesen zu sein, um den vermeintlich notwendigen Schritt in Richtung Kultivierung machen zu können.

Diese Betrachtung wurde vor dem Hintergrund der territorialen Erweiterung der Vereinigten Staaten auf die Landschaften von Pazifikinseln übertragen – mit dem Unterschied, dass amerikanische Botaniker den „Urwald“ auch als einen „Dschungel“ verstanden. Im späten 18. Jahrhundert aus dem Sanskrit als *jangala* überliefert, bezeichnete dieser Begriff ein unebenes und wasserarmes Gelände. Die botanische Literatur des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts griff den „Dschungel“ als Charakterisierung von asiatischen Wäldern auf, wobei es sich in Verbindung mit kolonialbotanischen Interessen häufig um Nutzwälder aus Harthölzern handelte.

Gleichzeitig fand der Begriff in der populären Literatur eine breite Rezeption, etwa in Rudyard Kiplings *Dschungelbuch*. Berthold Brecht übertrug in seinem Drama *Im Dickicht der Städte* (Engl.: *In the Jungle of Cities*) den Mythos des Dschungels auf die Großstadt und griff dabei zeitgenössische Denkmuster zur sozialen Entfremdung und Vorstellungen zum Leben in Großstädten auf. Das Motiv des tropischen Dschungels spiegelt sich darin zum einen in seinen Akteuren wider, die aus dem Südpazifik nach Chicago versetzt werden und dort gewissermaßen ihren darwinistischen Überlebenskampf fortsetzten. Zum anderen projiziert Brecht Konzepte zum Lebensraum Dschungel auf urbane Räume und präsentiert eine Wirklichkeit, in der sich die Stadt als Ort des Chaos, aber auch der Transformation und einer inneren Erfahrung konstituiert.

Im Begriff „Dschungel“ verdichten sich überdies bis in unsere unmittelbare Gegenwart Assoziationen an eine undurchdringliche Wildnis im Sinne dessen, was David Arnold als „Tropikalität“ bezeichnete: einem Raum, dessen Landschaften, Klima und Bevölkerung fundamental „anders“ seien. Ganz gleich, ob das Tropische positiv (als paradiesischer Garten Eden) oder aber negativ (als Joseph Conrads düsterer Ort der Degradation) konnotiert wurde, es fungierte vielfach als Kontrastfolie zum Gemäßigten – zu allem, was als zivilisiert und kultiviert galt. In der tropenbotanischen Forschung verflochten sich diese Aspekte in der Auseinandersetzung mit der Vegetation einer konstruierten Tropenzone. In diesem Kontext bedeutete die im „Zeitalter der Erkundung“ vorgenommene Aufteilung der Welt in pflanzengeografische Regionen auch eine diametrale Organisation von Pflanzen in eine tropische und eine gemäßigte Flora.

Diese gegensätzliche Ordnung materialisierte sich in konkreten Räumen, etwa in dem als „Tropenhaus“ bezeichneten Palmen-Gewächshaus der Habsburger Sommerresidenz Schönbrunn. Das 1881 im botanischen Garten errichtete Palmenhaus zählte zur damaligen Zeit zu den größten seiner Art in Europa. Vor den Bombenangriffen des Jahres 1945 konnten zwar nur wenige Pflanzen gerettet werden, doch wurde das Gewächshaus um 1952 gärtnerisch neu gestaltet. Die Repräsentation tropischer Natur blieb im Vergleich zu Darstellungen des vorigen Jahrhunderts jedoch erstaunlich konstant: Temperiert durch eine Dampfwasserheizung stellt das Gebäude noch heute schillernd-auffällige Pflanzen zur Schau, die einen gewissermaßen „geordneten“ Dschungel suggerieren.

Die jüdische Botanikerin Mona Lisa Steiner, die 1938 von Wien nach Manila emigrierte, bezog sich zeitlebens auf ihre erste prägende Begegnung mit tropischen Pflanzen im Schönbrunner Gewächshaus. Das Palmenhaus fungierte in ihren Schilderungen gewissermaßen als Schablone, durch die sie die philippinische Vegetation betrachtete. Die Beschreibung der lokalen Vegetation als „Urwald“ oder tropischer „Dschungel“ kann darüber hinaus auch als ein Brückenschlag Steiners zu ihrer gemäßigten Heimat gelesen werden. Demgemäß wurde der „Urwald“ bis zu ihrer Remigration im Jahr 1960 sowohl zu einem Forschungsobjekt als auch zu einer Projektionsfläche der eigenen kulturellen Identität. Das Thema der Transformation spielte in beiden Bezügen eine zentrale Rolle: gemäß der Tropikalität der untersuchten Pflanzen verstand Steiner sich nunmehr als Tropenbotanikerin, die ihr Wissen dementsprechend neu ordnete.

Die schnelle Etablierung der amerikanischen Tropenbotanik in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts fand ihren Ausgang in der eingangs erwähnten kolonialen Expansion der Vereinigten Staaten. Die Verwaltung der ozeanischen Territorien im Pazifikraum erforderte detailliertes Wissen, das die amerikanische Inselregierung in Zusammenarbeit mit Wissenschaftlern und der lokalen Elite mobilisierte. Botaniker wurden in diesem Zusammenhang zu Agenten der ameri-

kanischen Expansionspolitik, ihre spezifischen Interpretationsprozesse und Kulturpraktiken – wie die Klassifikation von Pflanzen oder die Beschreibung von Individuen und ihrer Beziehungen zueinander in Raum und Zeit – wurden zur Reflexion der lokalen sozialen und politischen Ordnung, die Ausdruck in Kategorien und Konzepten fand. So konzipierte etwa der amerikanische Tropenbotaniker Elmer D. Merrill gemeinsam mit dem Geologen Roy E. Dickerson eine pflanzengeografische Region zwischen den Philippinen und Australien – *Wallacea* –, das erstaunliche Parallelen zum zeitgenössischen amerikanischen Verständnis der Pazifikregion aufzeigt.

Wallacea bildete eine Raumeinheit zwischen Alfred Russel Wallaces indo- und austromalayischer Region, deren Flora zu beiden pflanzengeografischen Regionen gehörte, aber gleichzeitig nicht Teil von ihnen war. Darin ähnelte sie dem rechtlichen Status der Philippinen als „nichtinkorporiertes Territorium“ der Vereinigten Staaten, das zu ihnen gehörte, aber nicht Teil von ihnen war. Damit materialisierten sich im Konzept *Wallacea* vor dem Hintergrund der geopolitischen Verschiebungen im frühen 20. Jahrhundert gewissermaßen der Einflussbereich der Vereinigten Staaten und die Interessen Amerikas an der Nutzbarkeit des „Dschungels“ in den neuen tropischen Territorien im Pazifik.

Literatur

- Arnold, David und Illusory Riches (2000). Representations of the Tropical World 1840–1950. *Singapore Journal of Tropical Geography* 21:6–18.
- Bowd, Gavin und Daniel Clayton (2005). Tropicality, Orientalism, and French Colonialism in Indochina: The Work of Pierre Gourou 1927–1982. *French Historical Studies* 28:297–327.
- Cullinanes, Michael (2003). *Illustrado Politics: Filipino Elite Responses to American Rule 1898–1908*. Quezon City: Ateneo de Manila University Press.
- Driver, Felix (2004). Imagining the Tropics: Views and Visions of the Tropical World. *Singapore Journal of Tropical Geography* 25:1–17.
- Driver, Felix und Luciana Martins, Hrsg. (2005). *Tropical Visions in an Age of Empire*. Chicago: University Of Chicago Press.
- Grove, Richard H. (1996). *Green Imperialism: Colonial Expansion, Tropical Island Edens and the Origins of Environmentalism 1600–1860*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Jourdheuil, Jean (2000). Hypothesen zum Dickicht der Städte. *Maske und Kothurn* 61:70–80.
- Kohler, Robert E. (2006). *All Creatures: Naturalists, Collectors, and Biodiversity 1850–1950*. Princeton: Princeton University Press.
- McCook, Stuart (2009). The World Was My Garden: Tropical Botany and Cosmopolitanism in American Science 1989–1935. In: *Colonial Crucible: Empire in the Making of the Modern American State*. Hrsg. von Alfred McCoy und Francisco A. Scarano. Madison: University of Wisconsin Press, 499–507.
- Miller, David P. und Peter H. Reill (1996). *Visions of Empire: Voyages, Botany, and Representations of Nature*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Oldenziel, Ruth (2001). Islands: The United States as a Networked Empire. In: *Entangled Geographies: Empire and Technopolitics in the Global Cold War*. Hrsg. von Gabrielle Hecht. Cambridge, MA: MIT Press, 13–42.

- Schär, Bernhard C. (2015). *Tropenliebe. Schweizer Naturforscher und niederländischer Imperialismus in Südostasien um 1900*. Frankfurt am Main: Campus.
- Schiebinger, Londa und Claudia Swan (2005). *Colonial Botany: Science, Commerce, and Politics in the Early Modern Period*. Philadelphia: Philadelphia University Press.
- Stepan, Nancy L. (2001). *Picturing Tropical Nature*. London: Reaktion Books.
- Sunseri, Thaddeus (2012). Exploiting the Urwald: German Post-Colonial Forestry in Poland and Central Africa 1900–1960. *Past and Present* 214:305–342.
- Tucker, Richard P. (2000). *Insatiable Appetite: The United States and the Ecological Degradation of the Tropical World*. Berkeley: University of California Press.

V Vergessen

Dirk Rupnow

Im Mittelpunkt vieler zeitgeschichtlicher Forschungsarbeiten, theoretischer Debatten, aber auch öffentlicher Diskussionen standen in den vergangenen Jahren und Jahrzehnten Gedächtnis und Erinnerung: mit der Erforschung kollektiver Erinnerungskulturen und Geschichtspolitikern unterschiedlicher gesellschaftlicher Akteure wie auch der massenhaften Aufzeichnung und Bewahrung individueller Erinnerungen in Oral History-Projekten. Eine Vielzahl von Begriffen und Konzepten ist eingeführt worden, um das Feld zu strukturieren: kommunikatives Gedächtnis, kulturelles Gedächtnis, kollektives Gedächtnis usw. Zu Recht ist von einem „Erinnerungsboom“ gesprochen worden, dessen Ende immer noch nicht abzusehen ist.

Eng gekoppelt ist diese Konjunktur an die Beschäftigung mit den nazistischen Massenverbrechen, ihren Folgen und ihrer Aufarbeitung. Erinnerung erscheint in diesem Zusammenhang stets als positiv konnotiert, als eine moralische Forderung an Individuen wie an Kollektive und Staaten, die antike Hochschätzung der Gedächtniskunst (*ars memoriae*) fortschreibend. Im deutschen Sprachraum hat sie ihre knappste und prägnanteste Formulierung signifikanterweise in der Phrase „Niemals Vergessen!“ gefunden. Wie kommt aber das Vergessen ins Spiel, das in der Debatte wesentlich weniger präsent ist, meistens nur implizit, über Umwege oder im Hintergrund beziehungsweise in seiner Abwehr und Negation? Ist Vergessen einfach das Gegenteil von Erinnerung, das Unvermögen zur Erinnerung, die Löschung des Gedächtnisses, wie es häufig erscheint („Niemals Vergessen!“ = „Erinnere Dich!“)?

Tatsächlich sind Erinnern und Vergessen viel komplexer miteinander verstrickt und ineinander verwoben: Das Vergessen erscheint geradezu als notwendige Voraussetzung für das Erinnern. Ohne Vergessen wäre kein Erinnern möglich, denn es kann nicht schlechterdings alles erinnert werden. Erinnerung kann nur selektiv vorgehen und selektieren bedeutet in diesem Fall: vergessen. In seiner Erzählung „Das unerbittliche Gedächtnis“ hat Jorge Luis Borges den Fall eines unfehlbaren Gedächtnisses geschildert, das alles wie in einer Abfalltonne aufsammt. Der Protagonist, bereits gelähmt, stirbt an einer Lungenblutung, erstickt an der vollständigen Erinnerung: „Denken heißt vergessen, heißt verallgemeinern, abstrahieren.“

Friedrich Nietzsche hatte bereits im geschichtsbesessenen späten 19. Jahrhundert in seiner zweiten „Unzeitgemäßen Betrachtung“ darauf hingewiesen, dass Leben und Handeln ohne Vergessen überhaupt nicht möglich wären – und provokant das Vergessen dem Erinnern zumindest gleichgestellt: „es gibt einen Grad von Schlaflosigkeit, von Wiederkäuen, von historischem Sinne, bei dem das Lebendige zu Schaden kommt und zuletzt zugrunde geht, sei es nun ein Mensch, ein Volk oder eine Kultur. [...] das Unhistorische und das Historische ist gleichermaßen für die Gesundheit eines einzelnen, eines Volkes und einer Kultur nötig.“

Während Erinnerung aktiv und intentional wie auch passiv und spontan sein kann, erscheint ein willentliches Vergessen praktisch unmöglich. Deutlich wird dies beispielsweise in der jüdischen Tradition, im Umgang mit der Erinnerung an die Feinde des Volkes Israel: „Danach sagte Jahwe zu Mose: ‚Schreib es in ein Buch, damit es nicht in Vergessenheit gerät, und präge es Josua ein: Ich werde das Andenken an Amalek in der ganzen Welt vollständig auslöschen.‘“ (2. Mose 17.14) Diese Verknüpfung von Vergessen und Erinnern wird später noch einmal bestätigt, in Erinnerung gerufen: „Denk daran, was Amalek dir angetan hat, als ihr aus Ägypten zogt, wie er dich überfiel und hinter dir her ohne Gottesfurcht alle Schwachen erschlug, als du erschöpft und müde warst. Wenn Jahwe, dein Gott, dir in dem Land, das er dir geben will, Ruhe verschafft hat vor all deinen Feinden ringsum, dann sollst du jede Spur von Amalek auslöschen. Vergiss es nicht!“ (5. Mose 25.17–19)

Das Projekt der Gedächtnislöschung, die als Strafe gilt, muss immer wieder erinnert werden. Würde es vergessen, bestünde die Gefahr, dass die Erinnerung an die Feinde nicht mehr kontrollierbar ist. In diesem Fall ist also auch das (absichtsvolle) Vergessen an das Erinnern gebunden, das Erinnern eine notwendige Voraussetzung für das Vergessen, das so freilich nie vollständig erreicht werden kann. Denn mit der Erinnerung an das Gebot der Löschung jeder Spur, wird natürlich immer wieder eine neue Fährte gelegt, immer wieder von neuem in Erinnerung gerufen, was eigentlich vergessen werden soll. Gerade um es vergessen zu machen. Umberto Eco hat diese Tatsache einfach, elegant und ironisch formuliert: „*An Ars Oblivionalis?* – Forget it!“

Ähnlich funktionierte die bekannte kaiserzeitliche römische Praxis der *damnatio memoriae* (ursprünglich: *abolitio nominis*). Die Politik des Vergessens – oder besser: Vergessenmachens – wird hier als Verdammung des Andenkens, Fluch auf das Gedächtnis umschrieben. Als Majestätsverbrecher oder Staatsfeind verurteilte Personen wurden mit einem Grab- und Trauerverbot belegt, ihre Bilder und Namen getilgt, im Falle des Kaisers auch dessen Rechtshandlungen kassiert (*rescissio actorum principis*). Die öffentliche Nennung des Namens wurde zwar vermieden, stand aber gleichzeitig nie unter Strafe. Auch hier konnte ein kom-

plettes, gewissermaßen spurloses Vergessen nicht das Ziel sein, weil es nicht zu kontrollieren gewesen wäre. Die Tilgung von Namen und Bildern der Betroffenen blieb absichtlich unvollkommen, musste unvollkommen bleiben: Es musste erkennbar sein, dass etwas absichtsvoll entfernt wurde, um es dem Vergessen zu überantworten. Dies war aber wiederum nur möglich um den Preis einer ständigen Spur und Erinnerung: an die Person, die vergessen werden sollte, und an das gegen sie gerichtete Gebot des Vergessens.

Es kann daher kaum verwundern, dass auch die Nazis keinesfalls eine einfache Vergessenspolitik parallel zum Genozid ins Werk zu setzen versuchten. Mit Begriffen wie „Gedächtnismord“ und „Mnemozid“ war das in den kulturwissenschaftlichen Debatten der letzten Jahrzehnte insinuiert worden – wohl auch, weil der Opferstatus den neuen Leitbegriff noch einmal gestärkt hätte. Tatsächlich bewahrten die NS-Täter das Gedächtnis an ihre Opfer, um es langfristig für ihre Zwecke nutzen zu können. Wäre diese manipulierte Erinnerung an die Opfer und auch ihr offensichtlich erklärungsbedürftiges Verschwinden aber auf Dauer kontrollierbar gewesen? Bestehende Narrative, selbst wenn sie machtvoll abgesichert sind, können natürlich immer durchleuchtet, hinterfragt und schließlich auch umgeschrieben werden – auch wenn Institutionen dies zu verhindern versuchen und Gesetze unter Strafe stellen.

Erinnerung ist höchst manipulierbar, aber ein Vergessen kann nicht erzwungen werden. Am Ende bleiben aber beide in ihrer gegenseitigen Verstricktheit immer ein Stück weit unbeherrschbar. Übersehen werden sollte jedoch nicht, dass auch Erinnerung das Vergessen befördern kann. Nicht zufällig ist wohl das Diktum des jüdischen Gelehrten Baal Shem Tov – „Vergessen verlängert das Exil, in der Erinnerung liegt das Geheimnis der Erlösung.“ – zentral in der deutschsprachigen Erinnerungskultur an die NS-Verbrechen und ihre Opfer geworden. Erinnerung verspricht hier Erlösung. Und das bedeutet am Ende wohl Vergessen.

W Wahlverhalten

Gerhard Botz

Wahlverhalten von Frauen. „Das Geschlecht der Zahl“: Ein nicht gehaltenes Seminar mit Carola Sachse über die NSDAP in Österreich vor 1933

Mitte der Nullerjahre kamen Carola Sachse und ich in einem gemeinsamen Seminar für Dissertant_innen auf das Wahlverhalten von Frauen in der Aufstiegsphase des Nationalsozialismus zu sprechen. Ich erwähnte dabei die Besonderheit des österreichischen Wahlsystems, demgemäß in der Zwischenkriegszeit Frauen- und Männerstimmen getrennt ausgezählt wurden. Carola regte daraufhin an, gemeinsam ein Seminar mit dem Titel „Das Geschlecht der Zahl“ abzuhalten. Dieser Vorschlag ist mir seither nicht mehr aus dem Kopf gegangen, einen konkreten Schritt zur Realisierung habe ich im ‚Getümmel‘ der täglichen universitären und wissenschaftlichen Kleinarbeit jedoch nicht unternommen. Ähnlich kann es auch Carola gegangen sein. Nun versuche ich, ein solches Thema, aus (m)einer wohl unvermeidbar männlichen, historisch-sozialwissenschaftlichen Sicht zu umreißen.

Zweifelsohne signalisierte schon die Genderisierung von „Zahl“ einen frauen- und geschlechterspezifischen Zugang zu einem scheinbar so ‚harten‘ Begriff. Aber wir waren uns, wie mir scheint, im Klaren, dass das Quantitative mit all seinen statistisch-mathematischen und formalisierbaren Verfahren in der geschichtswissenschaftlichen Praxis einer historisch-qualitativen Grundlegung, einer erzählenden Interpretation und einer quellen- und methodenkritischen Ergänzung bedarf (Bolz u. a. 1988). Das heißt aber nicht, dass die erprobten statistischen und EDV-anwendenden Methoden und die theoretischen Ansätze von Sozialgeschichte und Historischer Sozialwissenschaft auch nach der Transformation der historischen Wissensmatrix zu Komplexität, Diversität, Subjektivität, Ambivalenz und Verflechtung sowie ins ‚Digitale‘ als Instrumente alltäglichen geschichtswissenschaftlichen Arbeitens irrelevant geworden wären.

So war bei Gender- und Wissenschaftshistorikerinnen von Carola Sachses Rang auch eine binäre ‚Codierung‘ des Organisationsverhaltens, der Lebenswelten, der Handlungsvoraussetzungen und -ziele oder Funktionen von Frauen – keineswegs *der* Frau – im NS-Herrschafts- und Verfolgungssystem nicht zu erwarten (Sachse 1997; Reese und Sachse 1990). Die Gegensätzlichkeit von „Opfer“/ „Täterin“, Privatheit/Öffentlichkeit, Pro- und Antinatalismus oder Frauen- und

„Rassen“-Politik wäre wohl diskutiert, nicht aber ungeschaut übernommen worden (etwa Gehmacher 1995; Gehmacher und Mesner 1998; Lanwerd und Stöhr 2007). Während die Frauen-/Gender-Thematik im Nationalsozialismus sich bis heute von wenigen Ausnahmen abgesehen auf Phasen nach der Machtübernahme in Deutschland und Österreich, auf Formen der System-Unterstützung und Widerständigkeit, auf Terror, Krieg und Massenmord bezog, hätte sich unser Seminar stärker mit Fragen nach den Anteilen von Frauen unter den Anhänger- und Wählerschaften des österreichischen Nationalsozialismus, notwendigerweise differenziert nach Region, Periode, Alters- und Sozialgruppen sowie politischen Kontexten, befasst.

Dabei hatten wir einen einmaligen Vorteil: Seit 1920 wurden in der Republik Österreich bei allen Parlaments- und vielen Landtagswahlen (ab 1923 beziehungsweise 1927 in Wien) Männer- und Frauenstimmen separat ausgezählt und (meist) auch in statistischen Tabellen getrennt publiziert. (Im Übrigen wurden oft auch sozialstatistische Auswertungen der Wählerschaft vorgenommen und publiziert, was genaue Analysen der Wähler_innen ermöglichen konnte.) Die je nach Geschlecht unterschiedlich gefärbten Stimmzettel waren eingeführt worden, um zu klären, welche Konsequenzen das (bei den Deutschnationalen, zu denen vor allem die Großdeutsche Volkspartei (GVP) und der Landbund gerechnet wurden, und bei einzelnen Christlichsozialen (CS) keineswegs einhellig begrüßte) Frauenwahlrecht wahlpolitisch hatte. (Männer hatten bereits 1907 in Zisleithanien das Wahlrecht erlangt.) Es ging 1919 um die Frage, „ob die Frauen, wie oft behauptet wird, in der Regel so stimmen, wie die Männer, zu deren Familie oder Haushalt sie gehören, oder ihre eigenen Wege gehen, ob sie bestimmte Parteien bevorzugen und welche“ (Stiefbold u. a. 1966, C51). Statt nur stichprobenartig oder auf einzelne politische Teilgebiete beschränkte Zählungen machen zu lassen, wie das in der Weimarer Republik geschah (Falter 1991, 139f.), wollten die republikgründenden Parteien – Sozialdemokraten (SD), CS und Deutschnationalen (Dt. Nat.) – Klarheit darüber haben, ob „ihre“ Frauen „politisch fremd“ gingen und „diesen Fragen mit dem Rüstzeug der Massenbeobachtung an den Leib [...] rücken“ (Stiefbold u. a. 1966, C51). Das hatte schon 1918 ein deutschnationaler Antrag deutlich gemacht, als die Befürchtung geäußert wurde, dass die Frauen „noch nicht ganz eingelebt sind in die Politik, noch nicht ganz politisch reif“ sind und die Einführung der Wahlpflicht gefordert wurde (Seliger und Ucakar 1984, 57).

Daraus ergaben sich – hier nur stark vereinfacht – schon auf der obersten Aggregationsebene folgende für unser Thema interessanten Ergebnisse (Tabellen 1 und 2).

Tabelle 1: Nationalratswahlen 1920 bis 1930 in Österreich, Ergebnisse für die Nationalsozialisten und ausgewählte andere Parteien

Ö ¹ gültige Stimmen	Gült. St. Fr./Män.	SP gesamt	SP % Fr./Män.	SP	CS ³ gesamt	CS % Fr./Män.	CS	Dt. Nat. ⁴ gesamt	Dt. Nat. % Fr./Män.	Dt. Nat. ⁵ gesamt	NS % Fr./Män.	NS	Völkisch-sozialer Block ⁶	VSB ges.	VSB %	VSP Fr./Mä.	VSP %	Heimatblock	HB gesamt	HB % Fr./Mä.	
																					gesamt
1920																					
2.708.501	1.057	961.846	35,5	0,888	1.187.981	43,9	1.315	333.755	12,3	0,945	24.015	0,9	0,815								
1927																					
3.641.526	1.093	1.539.088	42,3	0,973	1.756.761	48,5	1.279			779	0,02	0,746	26.991	0,7	0,724						
1930																					
3.688.068	1.117	1.516.913	41,1	1,018	1.314.468	35,6	1.390	427.962	11,6	1,054	111.843	3	0,793								

Tabelle 2: Nationalrats- bzw. Landtagswahlen 1930 und 1932 in Wien, Ergebnisse für die Nationalsozialisten und ausgewählte andere Parteien

	1929/30	1931/32	1930	1932	1930	1932	1930	1932	1930	1932	1930	1932	1930	1932	1930	1932	1930	1932	1930	1932	
																					gesamt
1.192.672	1.248	703.428	60,7	1,171	282.879	24,4	1.574	124.375	10,7	1,256	27.540	2,4	0,897	26.377	2,3	1,053					
1.158.308	1.239	683.295	59,9	1,173	233.539	20,2	1.755	8.850	0,7	1,120	201.411	17,4	1,066								

Anmerkungen beziehen sich auf Spalten sowohl in Tabelle 1 als auch in Tabelle 2

¹ 1920: Republik Österreich ohne Kärnten und Burgenland

² Frauen-Männer-Quotient = Frauenstimmen : Männerstimmen, entspricht „Tingsten-Koeffizient“ bei Hänsch 1998 (großer 1 bedeutet „Frauenüberhang“, bei einem Vergleich zwischen den Parteien sollte dieser Koeffizient in Relation gesehen werden zum Verhältnis von Frauen-Männer-Stimmen bei allen Stimmen insgesamt)

³ 1927: Einheitsliste = CS mit GVP und Klemparteien (darunter Riehl- und Schulz-Gruppen der Nicht-Hitlerschen NS); 1930 in Wien und Niederösterreich: CS mit Heimatblock (HB) bzw. Heim(at)wehr

⁴ Großdeutsche Volkspartei (GVPI); 1930: als Nationaler Wirtschaftsblock mit Landbund (= „Schoberblock“)

⁵ 1920: DNSAP, später NSDAP (Hitler-Bewegung); 1927: nur in Niederösterreich

⁶ NSDAP (Hitler-Bewegung) als Völkisch-sozialer Block (VSB) 1927 in ganz Österreich, ohne Tirol

Quellen und eigene Berechnungen nach: http://www.bmi.gv.at/cms/BMI_wahlen/nationalrat/NRW_history.aspx [18.5.2106], sowie Stiefbold u.a., 1966, III, C49–C114; Danneberg 1932. (Dank für Unterstützung gebührt Robert Stein, BMI) und Heinrich Berger, LBHS.)

Vorauszuschicken ist, dass der österreichische Nationalsozialismus, anders als der deutsche, in die späte Habsburger Monarchie zurückreichte. Schon vor 1900 hatten sich in Nordböhmen, einer von sozialen Gegensätzen unterlagerten nationalen Kampfzone zwischen Tschechen und Deutschen, „völkische“ Deutsche Gewerkschaften gebildet. 1903/1904 entstand daraus gleichsam als ihr politischer Arm die Deutsche Arbeiterpartei (DAP), die 1918 ihrer Bezeichnung die programmatische Erweiterung „nationalsozialistisch“ hinzufügte und hinfort DNSAP hieß und noch in den 1920er Jahren in der Republik Österreich, nachdem sie sich in eine Schulz-beziehungsweise Riehl-Gruppe gespalten hatte, ihre ideologische Linie weiter führte. Obwohl sie bis 1920/1921 nicht dem Prototyp einer faschistischen Partei entsprach, wurde die DNSAP im Gebiet des heutigen Österreich zur Keimzelle auch einer an Hitler orientierten radikalnationalistischen, -antisemitischen und antidemokratischen Bewegung. Die ursprüngliche soziale Basis als Partei vor allem von Privatangestellten, Verkehrsbediensteten und in freien Berufen und in Industrie und Bergbau tätigen Quasi-)Akademikern wirkte – schwächer werdend – über die 1920er Jahr hinaus auch in den sozialen Profilen der Parteimitglieder und Wähler_innen der NSDAP(-Hitler-Bewegung) fort. Dabei näherte sich der österreichische Nationalsozialismus einer „asymmetrischen Volkspartei“ (mit starker Unterrepräsentierung der Arbeiter und der katholischen Bauern, aber Überrepräsentation der „neuen Mittelstände“) an (Betz 2007). Diese Charakteristik wurde auch in ihrer Wählerschaft von Dirk Hänisch (1998, 402 f.) überzeugend nachgewiesen und danach (stark reduziert) in einer mathematischen Dissertation nachvollzogen (Hoffmann 2013, 126–129, 162–192).

Waren 1919 unter den Kandidat_innen zur Parlamentswahl durchaus eine Anzahl von Frauen vertreten (Betz 1977), so änderte sich das 1923 grundlegend, als auch die österreichischen Nationalsozialisten (gewalttätig) ‚münchenerisch zu reden‘ begannen und zu einer markanten Männer- und (männlichen) Jugendpartei wurden. Daher betrug der Frauenanteil von 1926 bis 1932 unter den der Partei Beitretenden nur sechs bis acht Prozent, und auch 1933 war er nicht höher als zwölf Prozent; erst unter den ‚Illegalen‘ erreichte er 1938 28 Prozent, um ab 1943 durch organisatorische Lenkung auf 36 Prozent anzusteigen.

Dementsprechend blieb die Wählerschaft der Nationalsozialisten (jeder Spielart) bis 1932 immer mehr oder weniger deutlich männlich, wenngleich allmählich die Frauen aufzuholen begannen, aber nie mit den Männern voll gleichzogen (siehe Tabellen 1 und 2). Damit ist die gerade auch für Deutschland vorgebrachte These, Frauen hätten Hitler an die Macht gebracht, (in dieser Schärfe) nicht mehr haltbar. Beachtlich sind allerdings die je nach Bundesländern und Ortsgrößen differierenden Einzelergebnisse (Hänisch 1998, 240–252); sie hätten im Seminar – unter Verwendung einer am Ludwig Boltzmann-Institut für Historische Sozialwissenschaft (Wien) vorhandenen umfangreichen Wahl-

und Sozialstruktur-Datenbasis – überprüft und multivariat weiter entwickelt werden können. So war die NS-Wählerschaft bis 1930 in den vier westlichsten Bundesländern und im Burgenland etwas ‚männlicher‘ als in Wien, Niederösterreich, Steiermark und Kärnten. In den erstgenannten Ländern (ausgenommen Salzburg) hatte die NSDAP einen größeren Wähleranteil erlangt als in den letztgenannten. Damit deutet dies schon auf den Zusammenhang von steigender Pro-NS-Wählermobilisierung und höherer weiblicher Bereitschaft, die NSDAP zu wählen, hin. Dieser Nexus blieb auch bis Anfang der 1930er Jahre – im weiteren Zeitverlauf sich abschwächend – bestehen. Erst mit dem Massenerfolg der NSDAP bei den Landtagswahlen vom April 1932 in Wien sowie in Niederösterreich und Salzburg (insgesamt ca. 16 Prozent NS- Stimmen) änderte sich die Situation grundlegend. Im noch immer ‚Roten‘ Wien, auf das hier der Blick vor allem gerichtet ist (siehe Tabelle 2), gingen vor allem GVP-Wähler in den stark (klein)bürgerlich deutschnational vorgeprägten Innenbezirken und im Nobelbezirk Währing zur NSDAP über. Während diese Partei auch die faschistische Heimwehr (HB) weitgehend aufzog und – in regional unterschiedlicher Weise – auch Einbrüche in die CS und die SP erzielte, erreichte sie manchmal schon fast die Männer-Frauen-Parität. Die (auch von mir anfangs vertretene) These, dass die NSDAP als faschistische Bewegung oder überhaupt als Partei des politischen Extremismus – vergleichbar der Heimwehr und der Kommunistischen Partei Österreichs – entsprechend ihrer extrem antifeministischen Orientierung per se eine Männerpartei gewesen sei, hätte einer genauen Überprüfung am Datenmaterial nicht standgehalten. Dabei wäre auch als schwacher Parallelfall die GVP mit ihrem relativ höheren Wählerinnen-Anteil zu beachten gewesen, ebenso die gegensätzlichen Extremfälle der Sozialdemokratischen und der Christlichsozialen Partei, erstere stark männer-, letztere noch stärker frauendominiert. Welche Momente für den Wandel der NSDAP ab 1930 zu einem gendermäßig weniger einseitigen Elektorat hin verantwortlich waren, hätte anhand der Forschungen von Johanna Gehmacher (1998, 110–154) diskutiert werden können: Waren es primär (mikro)kulturelle Veränderungen der bis dahin eher politisch distanzierteren, auf Familie hin orientierten Lebenswelten von Frauen und Mädchen, war es eine Verschiebung der politischen Diskurse von ‚Frau‘ und ‚Familie‘ zu ‚Rasse‘ (Antisemitismus) und ‚Volk‘ oder waren es die Um- und Neuorientierungen der NS-Propaganda und der wachsenden NS-Umfeldorganisationen? Oder war es einfach, wie die Deutschnationalen angenommen hatten, die oben zitierte ‚Reifung‘ von Frauen und deren ‚Einleben‘ in die politische Praxis des erst jüngst erlangten Wahlrechts?

Obwohl diese Fragen nur ansatzweise hätten geklärt werden können, wären Carola und ich im Abschluss- ‚Social‘ des Seminars wohl zu einem Heurigen gegangen und nach einem Gläschen Zweigelt beziehungsweise Achterl Gemischen

Satz hätte ich vielleicht vorgeschlagen, entsprechend dem Lateinischen einen neuen Eintrag in das „Österreichische Wörterbuch“ aufzunehmen: „der Zahl“.

Literatur

- Botz, Gerhard (1977). Faschismus und Lohnabhängige in der Ersten Republik. *Österreich in Geschichte und Literatur* 21(2):102–128.
- (2007). Arbeiter und andere ‚Lohnabhängige‘ im österreichischen Nationalsozialismus. In: *ITH-Tagungsberichte 41. „ArbeiterInnenbewegung und Rechtsextremismus“*. Hrsg. von Jürgen Hoffmann und Michael Schneider. Leipzig: Akademische Verlagsanstalt, 35–61.
- Botz, Gerhard, Christian Fleck, Albert Müller und Manfred Thaller, Hrsg. (1988). *„Qualität und Quantität“. Zur Praxis der Methoden der historischen Sozialwissenschaft*. Frankfurt am Main: Campus.
- Falter, Jürgen (1991). *Hitlers Wähler*. München: C. H. Beck.
- Gehmacher, Johanna (1995). Kein Historikerstreit... *Zeitgeschichte* 22(3–4):109–123.
- (1998). *Völkische Frauenbewegung. Deutschnationale und nationalsozialistische Geschlechterpolitik in Österreich*. Wien: Döcker.
- Gehmacher, Johanna und Maria Mesner, Hrsg. (1998). *Frauen- und Geschlechtergeschichte. Positionen, Perspektiven*. Innsbruck: Studien Verlag.
- Hänisch, Dirk (1998). *Die österreichischen NSDAP-Wähler. Eine empirische Analyse ihrer politischen Herkunft und ihres Sozialprofils*. Wien: Böhlau.
- Hoffmann, Thomas (2013). *Die Nationalratswahlen der Ersten Republik. Eine statistische Studie*. Ungedruckte Diss.: Univ. Wien.
- Lanwerd, Susanne und Irene Stöhr (2007). Frauen- und Geschlechterforschung zum Nationalsozialismus seit den 1970er Jahren: Forschungsstand, Veränderungen, Perspektiven. In: *Frauen- und Geschlechtergeschichte des Nationalsozialismus: Fragestellungen, Perspektiven, neue Forschungen*. Hrsg. von Johanna Gehmacher und Gabriella Hauch. Innsbruck: Studien-Verlag, 22–68.
- Reese, Dagmar und Carola Sachse (1990). Frauenforschung zum Nationalsozialismus. Eine Bilanz. In: *Töchter Fragen. NS-Frauengeschichte*. Hrsg. von Lerke Gravenhorst und Carmen Tatschmurat. Freiburg: Kore, 73–106.
- Sachse, Carola (1997). Frauenforschung zum Nationalsozialismus. Debatten, Topoi und Ergebnisse seit 1976. *Mittelweg* 36(2):24–33.
- Seliger, Maren und Karl Ucakar (1984). *Wahlrecht und Wählerverhalten in Wien 1848–1932*. Wien: Jugend und Volk.
- Stiefbold, Rodney, Arlette Leupold-Löwenthal, Georg Röss und Walter Lichem, Hrsg. (1966). *Wahlen und Parteien in Österreich. Bd. 3. Wahlstatistik: Teil C*. Wien: Österreichischer Bundesverlag.

X X-Chromosom

Alexander von Schwerin

Arbeit am X

Ein X, zwei X, drei X – wo ist der Unterschied? XX oder XY: Da *ist* ein Unterschied. Wer schreibt solchen Zeichenkombinationen, die wir als Chromosomensätze erkennen und die in den Alltag als Verständigung über Geschlechtszugehörigkeiten eingegangen sind, einen Unterschied ein? Und wer stellt ihn wieder in Frage?

X-mal zählten Heerscharen von Laborantinnen unter dem Mikroskop die Chromosomen sich teilender Zellen aus. X-mal notierte Erika Ziegler, die Frau des Biochemikers Adolf Butenandt, in Experimenten mit Geschlechtshormonen die Wuchsform der Kämme junger Hähnchen. X-mal kreuzte der Genetiker Hans Nachtsheim seine Kaninchen hin und her, vor und zurück und verließ sich dabei auf seinen potenten Kaninchenstar „Rammler Rex“. Die Genetik, das wird leicht vergessen, ist nicht nur die Wissenschaft von der Vererbung, sondern eine Wissenschaft von der *geschlechtlichen* Vererbung. Ein führendes Genetik-Lehrbuch behauptete 1939:

Die Existenz der Verschiedenheit unter den Organismen ist eines der vertrautesten der natürlichen Phänomene. Jedes Kind erkennt nicht nur die Unterschiede zwischen Hunden, Katzen und Menschen, sondern auch zwischen verschiedenen Individuen jeder dieser Arten. [...] Das verbreitetste und allgemein anerkannte diskontinuierliche Merkmal ist das des Geschlechts.“ (zitiert nach Satzinger 2009, 28)

In der Hormonforschung geriet diese „wissenschaftliche“ Gewissheit bereits in jenen Jahren in einen Strudel von Widersprüchen. Nur Mannsbildern wie einem Butenandt gelang es da noch, sich mit dem Rüstzeug eines hochmodernen Laboratoriums inklusive Gattin und Laborantinnen gegen solche Befunde zu stellen. Erfolg bei der Rettung der binären Geschlechterordnung versprach die Chromosomenforschung. Die Geschlechterdifferenz, so die Message der Chromosomenforscher, könne nun zweifelsfrei auf eine Chromosomendifferenz zurückgeführt werden. Doch auch die in zwingende mathematische Logik überführte Gleichung: Mann / Frau = XY / XX = 1 / 0 hatte die Übernahme einer gesellschaftlichen

Konvention zur Voraussetzung und „begann sozusagen mit Adam und Eva“. Mit diesen Worten wiederum beginnt Helga Satzinger ihre große wissenschaftshistorische Studie, in der sie die angedeutete Rolle von Genetik, Chromosomen- und Hormonforschung bei der biologischen Fundierung der Geschlechterdifferenz erhellte (Satzinger 2009, 28).

In den 1950er Jahren nahm die Karriere der Chromosomenforschung indes einen anderen Verlauf, als sie mit der Beschreibung so genannter Chromosomenanomalien den Humangenetikern das lieferte, was diesen bislang so bitterlich fehlte, um von Medizinern als vollwertige Kollegen anerkannt zu werden: ein Organ – das Chromosom. Die Zeichenlogik der Geschlechterdifferenz vervielfachte sich in die unübersichtlichen Varianten XX, XY, XO, XXX, XXY, XYY. Den Gegensatz von männlich und weiblich stellte dies jedoch nicht in Frage, unterlegte ihn aber mit der Unterscheidung zwischen Normalem und Pathologischem. Ein ganzer Zeichenwald weiterer Chromosomenanomalien untermauerte das humangenetische Verdikt, das nunmehr mit Hilfe der Chromosomendiagnostik auf die reifenden Leibesfrüchte und die Hoffnungen werdender Mütter zielte. Der Siegeszug der pränatalen Diagnostik war damit auf technischer Ebene vorgezeichnet. Auch ihrer gesellschaftlichen Durchsetzung schien zunächst nichts im Wege zu stehen, als Mitte der 1970er Jahre der Paragraph 218 wankte und Abtreibung im Rahmen der Fristenlösung straffrei wurde. Der Traum der Humangenetiker profitierte dabei kurzfristig von den Erfolgen der zweiten Frauenbewegung, deren Anliegen zwar die Selbstbestimmung der Frauen war, aber nicht speziell die „eugenische Indikation“ als die rechtlich noch fehlende Voraussetzung der neuen Eugenik.

Ein Jahrzehnt später formierte sich aus dieser Frauenbewegung heraus ein Sturm gegen die neue Eugenik, der das Projekt der Humangenetiker_innen in nachhaltige Bedrängnis bringen sollte und der bis heute die Auseinandersetzung mit den technischen Fortschrittsversprechen der Gen- und Genomforschung prägt. Dabei ging die gentechnikkritische Bewegung nicht parthenogenetisch aus dem Schoße der Frauenbewegung hervor. Die Gentechnik-Kritik entstand vielmehr aus der Verbindung von Frauen- und der ebenfalls zu jener Zeit aufgekeimten Behindertenbewegung, die im Aufbau der humangenetischen Beratung die Wiederkehr eugenischer Bevölkerungspolitik sah. Die Differenzmaschine aus Genetik, Eugenik und Chromosomendiagnostik, die fortwährend die Geschlechterdifferenz reproduzierte, „unwertes Leben“ markierte und vom Normalen trennte, erlebte damit ihren doppelt differenztheoretischen Maschinensturm und den Anfang einer in den nächsten Jahren wachsenden und sich verbreiternden körper- und biopolitischen Kritik in Wort und Tat.

Die Verbindung von Frauen- und Behindertenbewegung mit ihrer Kritik an patriarchaler Unterdrückung und Diskriminierung von Menschen mit Behinde-

rungen war ein historischer Moment. Dass sich die Einforderung von Frauenrechten und die Kritik an frauenfeindlicher Bevölkerungspolitik und Reproduktionstechnologien nicht „naturgemäß“ mit der Kritik an Gentechnik und Humanogenetik verbündete, lässt sich an einer der Leitfragen des 1985 in Bonn abgehaltenen legendären Kongresses „Frauen gegen Gentechnik und Reproduktionstechnik“ erahnen: „Wie vereinbaren wir unsere Position zum § 218 mit unserer Einschätzung der Gen- und Fortpflanzungstechnik?“ (Die Grünen im Bundestag 1985/1986, 172). Da die Frage der Selbstbestimmung und die Kritik an eugenischer Biopolitik nun denselben Schauplatz hatte – den eigenen Körper und die individuelle Praxis von Frauen –, bedurfte es einer Verständigung über die Grundlagen der jeweiligen Kritik und die politischen Ziele. Von Bedeutung war deshalb die Bewusstmachung von der tiefen Nachwirkung des rassistisch-selektionistischen Erbes in der deutschen Gesellschaft, welche der Gesundheitstag in Berlin im Jahr 1980 unter der Thematik „Medizin und Nationalsozialismus“ eingeleitet hatte und die zum verbindenden Schwungrad der Kritik am humangenetischen Dispositiv wurde.

Will man sich also kein Y vor ein X machen und den Fallstricken der Naturalisierung des X entgehen, so ist die historische Reflexion eines der wichtigen Mittel der Kritik. Die konvergente Beschäftigung mit Fragen der Gender Studies, der Wissenschaftsgeschichte und der NS-Geschichte kennzeichnet insofern folgerichtig den Weg vieler Wissenschaftler_innen in den letzten Jahrzehnten, mögen sie sich auch ursprünglich mehr für Geschlechterverhältnisse oder für NS-Rassismus interessiert haben. Die erwähnte Arbeit über „Differenz und Vererbung“ steht an dieser Stelle für viele andere Arbeiten am Schnittpunkt von Wissen, Biomacht und Geschlecht und verbindet sich in ihrer Entstehung nicht zufällig unter anderen mit dem Forschungsprogramm „Geschichte der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Nationalsozialismus“.

Literatur

- Die Grünen im Bundestag, Arbeitskreis Frauenpolitik, Sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis für Frauen e. V., Hrsg. (1985/1986). *Frauen gegen Gentechnik und Reproduktionstechnik. Dokumentation zum Kongress vom 19.–21.4.1985 in Bonn*. Köln: Kölner Volksblatt.
- Satzinger, Helga (2009). *Differenz und Vererbung. Geschlechterordnungen in der Genetik und Hormonforschung 1890–1950*. Köln: Böhlau.

Y Ypern

Florian Schmaltz

Ypern, der Name der belgischen Kleinstadt Westflanderns, steht seit dem Ersten Weltkrieg im kollektiven Gedächtnis als Erinnerungsort für den weltweit ersten Großeinsatz chemischer Massenvernichtungsmittel durch das deutsche Heer am 22. April 1915. Das Militär des deutschen Kaiserreichs war am 5. August 1914 in das neutrale Belgien einmarschiert, doch hatten französische und britische Truppen die deutsche Offensive in der Marne-Schlacht vom 5. bis 12. September zum Stillstand gebracht. Ypern gehörte zu den Städten entlang des nord-südlichen Frontverlaufs, welche in der verlustreichen ersten Flandern-Schlacht vom 20. Oktober bis 18. November 1914 durch die alliierten Truppen gehalten werden konnten.

Einige Wochen nach Kriegsbeginn, als der Frontverlauf im Westen in einem Stellungskrieg festgefahren war, hatte der in der Operationsabteilung der Obersten Heeresleitung für schwere Artillerie, Minenwerfer Festungen und Munition verantwortliche Major Max Bauer dem Chef des Generalstabschefs Erich von Falkenhayn in der zweiten Septemberhälfte 1914 vorgeschlagen, den Einsatz chemischer Waffen für den Grabenkrieg zu erproben. Zunächst wurden Geschossbeimischungen getestet, die stark wirkende Reizgasfüllungen enthielten. Die von Carl Duisberg und Walter Nernst entwickelten Geschosse mit Dianisidsalz sollten Atemwegreizungen hervorrufen und die gegnerischen Soldaten kampfunfähig machen. Die Ende September 1914 an der Westfront eingesetzten Gasgranaten erwiesen sich als wirkungslos. Auch die später von dem Chemiker Hans Tappen entwickelten Geschosse mit flüssigen Augenreizstoffen zeigten keine durchschlagende Wirkung. Nachdem diese Versuche gescheitert waren, schlug der als Sachverständiger zu den Erprobungen auf dem Schießplatz Kummersdorf im Dezember 1914 hinzugezogene Direktor des Kaiser-Wilhelm-Instituts für physikalische Chemie und Elektrochemie, Fritz Haber, den Einsatz von großen Mengen Chlorgas als Kampfmittel vor. Der überraschende Einsatz der neuen Gaswaffe sollte wieder Bewegung den festgefahrenen Stellungskrieg bringen.

Bereits in geringer Konzentration ruft Chlorgas schwere äußere Verletzungen der Haut und der Lunge hervor, weil es sich beim Kontakt mit Schleimhäuten zu Salzsäure verbindet. Im Nasen- und Rachenraum und in der Lunge werden infolgedessen schwere Verätzungen verursacht, wodurch Blutplasma aus den Blutgefäßen in die Lunge eindringt. Bluthusten, Atemnot und qualvolle Ersti-

ckungserscheinungen sind die Folge. Behandlungsmöglichkeiten bestehen wegen der Unzugänglichkeit der Lunge praktisch nicht (Gradmann 1996, 140). Nach einem Testlauf auf dem Schießplatz Wahn bei Köln zeigte sich der Generalstab dann Mitte Januar 1915 mit Habers Vorschlag einverstanden. Haber hatte zunächst geplant, Chlor mittels zahlreicher Granatwerfer auszubringen, was sich aufgrund der Munitionsversorgungskrise des deutschen Militärs als unmöglich erwies: Deshalb orientierte er trotz der damit verbundenen Risiken auf das Chlor-Blasverfahren aus Stahlflaschen um, das in Ypern erstmals zum Einsatz kam (Szöllösi-Janze 1998, 322 f.).

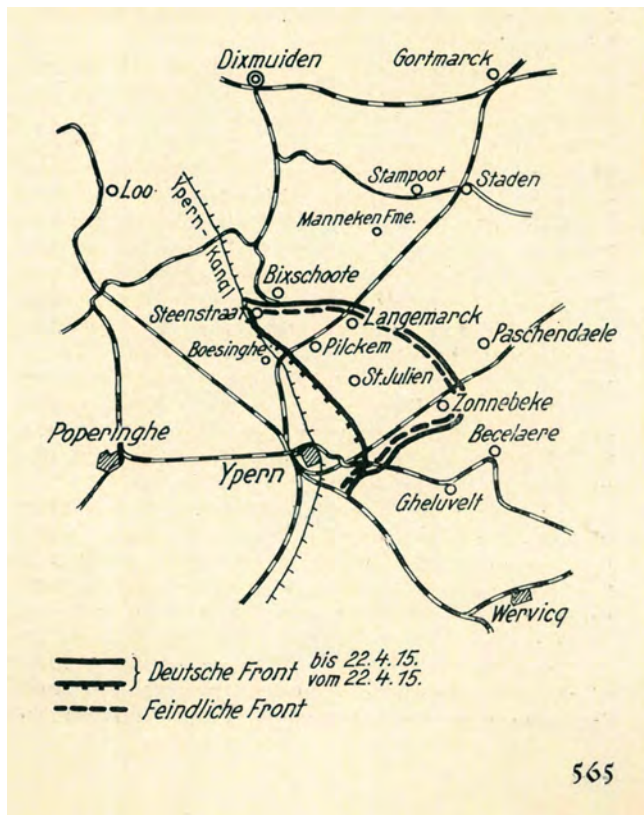


Leitungslagen am Gaswerfer, ca. 1915. (Quelle: Henrici 1931, 564)

Nach ersten Versuchen im Januar 1915 überwachte Fritz Haber als chemisch-technischer Berater des Militärs seit Februar 1915 den Einbau der Gaszylinder an der Front bei Ypern. Die Vorbereitung des Blasangriffs war mit einem hohen logistischen Aufwand verbunden. Bei dem tonnenweise von der chemischen Industrie in Deutschland produzierten Chlorgas handelte es sich um eine gefährliche Fracht, die mit der Eisenbahn zu einem frontnahen Munitionsdepot in Cotremareck transportiert werden musste. Dort wurde das Chlorgas in Stahlflaschen abgefüllt und mit Kleinbahnen zu Ablageplätzen

geliefert. Anschließend bauten Soldaten die Flaschen in die Brüstungen der Schützengräben ein und beschwerten sie mit Sandsäcken (Lummitzsch 1955, 3; Hanslian 1934, 13 f.). Die vorangegangenen Versuche mit Chlorgas auf dem Truppenübungsplatz Kummersdorf hatten den beteiligten Chemikern und Militärs deutlich gemacht, dass ein Fronteinsatz mit hohen Risiken auch für die eigenen Truppen verbunden war. Schon beim Einbau der Gaszylinder kam es zu Unfällen, weil die Zylinder in Reichweite der gegnerischen Artilleriegeschosse eingebaut wurden. Noch vor dem Ersteinsatz waren auch in Ypern Gasflaschen durch Granattreffer und Gewehrschüsse explodiert und hatten zu schweren Vergiftungen, teilweise mit Todesfolge geführt (Deimling 1930, 202). Einem Bericht des Adjutanten im Stab der Gastruppen Otto Lummitzsch zufolge traf im März 1915 ein Artillerievolltreffer eine Gasbatterie in vorderster Stellung und zerriss mehrere Kampfgasflaschen. Etwa zwanzig Soldaten der Infanterie wurden dadurch getötet (Lummitzsch 1955, 5). Wenn bei einem Fronteinsatz der Wind drehte, konnten die Giftgaswolken jederzeit in Richtung der eigenen Schützengräben treiben. Bei Angriffen gegen den Feind mussten die Truppen durch Gelände vorrücken, das noch durch Giftgas kontaminiert war.

Am 22. April 1915 um 17 Uhr Ortszeit öffneten Einheiten des Pionierregiments Nr. 35 unter dem Kommando von Oberst Max Peterson an der Front bei Ypern 1.600 große Gaszylinder mit 40 kg und 4.130 kleinere Flaschen mit 20 kg Chlorgas (Hanslian 1934, 14, 1937, 87; Trumpener 1975, 476–480; L. F. Haber 1986, 30–34; Groehler 1989, 29–39; Stoltzenberg 1994, 248–251; Martinetz 1996b, 23–26; Lepick 1998, 77–88). Zugleich wurden an den Flanken 15-cm T-Granaten mit dem Reizstoff Xylylbromid abgeschossen (Martinetz 1996b, 23). Wegen ungünstiger Wetter- und Windvorhersagen hatte der Angriff mehrfach verschoben werden müssen. Erst am 22. April waren die Windverhältnisse günstig genug, um mit dem sogenannten Blasverfahren auf einem sechs Kilometer breiten Frontabschnitt über 145 Tonnen Chlorgas in Richtung der gegnerischen Schützengräben entweichen zu lassen. Obwohl die britischen Nachrichtendienste durch den nach Kriegsende wegen Landesverrates verurteilten Deserteur August Jäger (Groehler 1989, 17–21) sowie Funde von Gaszylindern deutliche Hinweise auf den bevorstehenden Giftgasangriff besaßen, hatten die alliierten Kommandostäbe die Dimension der deutschen Gaskriegsvorbereitungen nicht erkannt und demzufolge keinerlei Schutzmaßnahmen ergriffen. Der Angriff traf die Einheiten der französischen 87. Territorialdivision und der 45. französisch-algerische Kolonialdivision, unerwartet und unvorbereitet. Dies galt auch für den weniger stark getroffenen englischen Frontabschnitt ab Poelcappelle mit einer kanadischen Division, der 27. und 28. sowie der 5. britischen Division (Mordacq 1933, 22).



Karte: Frontverlauf vor und nach dem Giftgasangriff bei Ypern am 22. April 1915. (Quelle: Henrici 1931, 565)

Die Chlorgaswolke wurde von dem Wind entlang der Front in Richtung der alliierten Stellungen bei Langenmarck, Steentraat und Poelcappelle getragen. Der mit dem Gasangriff beauftragte Stabsoffizier Hermann Geyer berichtete hierüber 1922:

Die schwere weißgelbliche, undurchsichtige Wolke, die sich, anfangs in Mannshöhe, später etwas höher werdend, unter lautem Zischen, das durch das Austreten des Gases aus den Flaschen entstand, mit ziemlicher Geschwindigkeit heranwälzte, muß auf die an dieser Front stehenden Engländer einen furchtbar unheimlichen Eindruck gemacht haben. Der Eindruck wurde unwiderstehlich,

als sich der scharfe Chlorgeruch bemerkbar machte. Schutz gab es nicht. Eine panikartige Flucht begann. (Geyer 1922, 501)

Auf alliierter Seite erhielt der kommandierende General Henri Mordecq zwanzig Minuten nach dem Beginn des Gasangriffs telefonisch Nachricht von Kommandanten des 1. Tirailleur-Regiment Villevalaix:

D'une voix haletante, entrecoupée, à peine distincte, il m'annonçait 'qu'il était violemment attaqué, que d'immenses colonnes de fumée jaunâtre provenant des tranchées allemandes s'étendaient maintenant sur tout son front, que les tirailleurs commençaient à évacuer les tranchées et à battre en retraite; beaucoup tombaient asphyxiés'. (Mordacq 1933, 62)

General Mordacq führte in seinem Bericht aus, er habe im ersten Moment gedacht, der Kommandeur habe seinen Verstand verloren und einen Nervenzusammenbruch erlitten. Nach dem Eintreffen weiterer Meldungen, erkundete er persönlich den Frontabschnitt und ritt in Richtung des Dorfes Bosinghe. Auf dem Weg dorthin bot sich ihm ein erschütterndes Bild:

Dès les abords du village, le spectacle était plus que lamentable, il était tragique. Partout des fuyards: territoriaux, 'joyeux', tirailleurs, zouaves, artilleurs sans arme, hagards, la capote enlevée ou largement ouverte, la cravate arrachée, courant comme des fous, allant au hasard, demandant de l'eau à grands cris, crachant du sang, quelques-uns même roulant à terre en faisant des efforts désespérés pour respirer. [...] Tout le long du canal, même tableau: sans tenir compte des balles et des projectiles, une foule de malheureux affolés sur les deux rives, étaient venus demander à l'eau bienfaisante un peu de soulagement à leurs horribles souffrances. (Mordacq 1933, 65 f.)

Die genaue Zahl der Gasverletzten und -toten bei Ypern lässt sich schwer ermitteln. Die zeitgenössischen Primärquellen sind fragmentarisch, widersprechen einander und beziffern die Opferzahlen häufig für unterschiedlich lange Zeiträume, so dass präzise Aussagen, wie viele Soldaten und Zivilisten direkt infolge des ersten Giftgaseinsatzes starben, kaum möglich sind. Dies gilt auch für die Gesamtzahl aller Giftgasopfer des Ersten Weltkrieges (vgl. Gradmann 1996, 127–131). Nach Mitteilungen der Alliierten waren in Folge des Einsatzes bei Ypern 15.000 Männer verwundet worden und 5.000 gestorben. Diese Angaben gelten jedoch als zu hoch (Hanslian 1934, 63–64; Robinson 1971, 30–31; L. F. Haber 1986, 39). Victor Lefebure sprach in seinem Buch *The Riddle of the Rhine* (1921,

52) von 5.000 Opfern. Dem Sanitätsbericht über das deutsche Heer aus dem Jahre 1934 zufolge sind von den 200 Gasverletzten, die in deutschen Lazaretten behandelt worden waren, zwölf Soldaten, also weniger als zehn Prozent gestorben (Trumpener 1975, 460). Die kanadischen Verluste vom 24. bis 26. April 1915 betragen laut Nicholson (1962, 83) schätzungsweise 1.500. In der neueren Forschung wird von 800 bis 1.400 Toten und 2.000 bis 3.000 Gasverletzten bei dem Angriff auf Ypern ausgegangen (Lepick 1998, 81).

Trotz der überstürzten Rückzugsoperationen und Geländegewinne der deutschen Truppen blieb der erhoffte strategische Durchbruch auf breiter Front aus. Die Oberste Heeresleitung hatte ihr Ziel, durch die Desorientierung des Gegners nach dem Giftgaseinsatz wieder Bewegung in den festgefahrenen Stellungskrieg zu bringen, verfehlt. Infolge unzureichender Reserveeinheiten blieb die Offensive lokal begrenzt und der deutsche Vormarsch erneut stecken (Müller 2000, 98).

Haber wurde nach dem Giftgaseinsatz in Ypern zum Hauptmann befördert und feierte in Berlin seine „Beförderung“. Zwischen ihm und seiner Frau Clara (geb. Immerwahr), einer promovierten Chemikerin, kam es am 1. Mai 1915 zu einem Streit. In derselben Nacht erschoss sich Clara Haber mit der Dienstwaffe ihres Mannes. Ihr Suizid wurde in der biographischen Rezeption auch als Fanal gegen den chemischen Krieg und den Missbrauch der Wissenschaften interpretiert (Leitner 1993). Diese Deutung ist in der historischen Forschung jedoch umstritten, da einige Quellen für eine komplexere Ursachenkonstellation sprechen. So müssen neben einer depressiven Vorerkrankung Clara Habers, Ehekonflikte und eine außereheliche Beziehung Fritz Habers zu seiner späteren Frau Charlotte Nathan als weitere Beweggründe für den Suizid in Betracht gezogen werden (Fischer 1993; Ebbinghaus 1993; Szöllösi-Janze 1998, 393–399). Am darauffolgenden Abend kehrte Haber an die Front zurück und ließ seinen dreizehnjährigen Sohn Hermann, der seine tödlich verletzte Mutter aufgefunden hatte, in Berlin zurück.

Beim ersten großen Giftgaseinsatz in Ypern waren die Schutzmaßnahmen für die deutschen Fronteinheiten improvisiert und unzureichend. An die Soldaten waren Putzwolllappen verteilt worden, die mit Natriumthiosulfat ($\text{Na}_2\text{S}_2\text{O}_3$) getränkt worden waren. Dessen chlorbindende Wirkung war zu gering und bot letztlich keinen ausreichenden Schutz gegen Chlorgas (Szöllösi-Janze 1998, 339 f. Stoltzenberg 1994, 283 f.). Zwar hatte Haber im März 1915, wenige Wochen vor dem Angriff in Ypern, im Bergbau verwendete Sauerstoff-Schutzgeräte, die so genannten „Selbstretter Dräger-Tübben“, umrüsten lassen. Die ab Juni in niedriger Stückzahl im Feld erprobten Geräte waren jedoch für längere und physisch anstrengende Militäreinsätze ungeeignet (Stoltzenberg 1994, 285 f. F. Haber 1915). Erst Ende April erteilte die Operationsabteilung der Obersten Heeresleitung Ha-

ber den Auftrag, eine Heeresgasmaske zu entwickeln, die zwei Monate später in Serienproduktion ging (Schmaltz 2014, 198; Martinetz 1996b, 92).

Der deutsche Giftgasangriff von Ypern löste international heftige Reaktionen aus. Auf Seiten der Entente wurde er als barbarischer Akt und Verletzung der Haager Konvention gewertet. Auf der internationalen Haager Konferenz von 1899 und der Nachfolgekonferenz im Jahre 1907 waren 26 Staaten, darunter Deutschland, Frankreich, Italien, Österreich-Ungarn, Großbritannien, Russland und Japan übereingekommen, „die Verwendung von Gift oder vergifteten Waffen“ (Art. 23a) sowie den „Gebrauch von Waffen, Geschossen oder Stoffen, die geeignet sind unnötig Leiden zu verursachen“ (Art. 23e) zu verbieten (Haager Landkriegsordnung 1907). Die Definition, welche Waffen unter die Konvention fielen, blieb hingegen umstritten und wurde interessengeleitet interpretiert. Nach dem Giftgasangriff bei Ypern wurden auch in den noch neutralen USA in der *New York Tribune* Stimmen laut, die den Einsatz erstickender Gase als einen klaren Verstoß gegen die Haager Konvention anprangerten. Und im britischen *House of Lords* mahnte Lord Kitchener die Einhaltung der Konvention an und kritisierte den Giftgaseinsatz als Verstoß gegen das Kriegsrecht (Coleman 2005, 21 f.). Die deutsche Seite wies den Vorwurf zurück, Kriegs- und Völkerrecht gebrochen zu haben und warf der französische Armee vor, sie habe ihrerseits bereits vor dem deutschen Gasangriff in Ypern durch den Einsatz von Geschossen mit Reizstoffen gegen die Haager Konvention verstoßen (Kriege 1927). Auf französischer Seite seien, so der Vorwurf Habers nach Ende des Ersten Weltkriegs, ab Mitte März 1915 30.000 mit Tränengas Bromessigsäureethyl ester gefüllte 26mm-Gas-Gewehrgranaten und auch mit diesem Reizstoff gefüllte Handgranaten in den Argonnen zum Einsatz gekommen. Dafür liegen jedoch bislang nur Hinweise in Form von Bedienungsvorschriften, aber keine unwiderlegbaren Beweise vor (L. F. Haber 1986, 24).

Haber und seine Mitarbeiter am KWI für physikalische Chemie und Elektrochemie trugen auch nach dem Angriff in Ypern entscheidend zur weiteren Eskalation der chemischen Kriegführung bei, indem sie noch aggressivere Kampfstoffe wie das Lungengift Phosgen und den Hautkampfstoff Senfgas (Lost) entwickelten. Der Chlorgaseinsatz bei Ypern hatte einen internationalen Rüstungswettlauf ausgelöst, bei dem, angetrieben nicht zuletzt durch die Chemiewaffenforschung, immer wieder neue, dem Gegner überlegene chemische Massenvernichtungswaffen entwickelt und eingesetzt wurden. (L. F. Haber 1986, 41–82; Szöllösi-Janze 1998, 316–317; Martinetz 1996a, 68–91). Unter den zahlreichen neuen chemischen Kampfstoffen, die im Ersten Weltkrieg eingesetzt wurden, sticht einer hervor: Das euphemistisch als „König der Kampfstoffe“ titulierte Dichlordiäthylsulfid, welches am 12. und 13. Juli 1917 erstmals östlich von Ypern mit 50.000 Granaten verschossen wurde (L. F. Haber 1986, 192). Dieser sesshafte Hautkampfstoff

stoff (Gelbkreuz), fünfzig mal giftiger als Chlor, wurde in Deutschland nach seinen Entdeckern, den Chemikern Wilhelm Lommel und Wilhelm Steinkopf als LoSt bezeichnet. In Frankreich und in Russland wurde er nach dem Ort seines Ersteinsatzes Yperit benannt, während sich im englischen Sprachgebrauch wegen des senfartigen Geruches die Bezeichnung *Mustard(gas)* einbürgerte (Groehler 1989, 56; Szöllösi-Janze 1998, 349). Zu den Symptomen einer lebensgefährlichen Senfgasvergiftung gehören Brech-, Husten und Juckreiz, Augenentzündungen bis zur Erblindung und eine durch großflächige, nur langsam abheilende Verbrennungen verursachte typische Blasenbildung auf der Haut (Bey und Walter 2003). Als die Alliierten das Senfgas nach drei Tagen chemisch identifizierten und seine verheerenden Wirkungen erkannten, waren bereits 2.229 britische und 348 französische Soldaten als Gasverletzte registriert worden, von denen 87 einen qualvollen Tod starben (Martinetz 1996b, 80).

Ohne die Produktionskapazitäten der chemischen Industrie Deutschlands, aber auch ohne die aktive Beteiligung der Wissenschaft hätte der erste Einsatz von Massenvernichtungsmitteln nicht stattfinden können. In dem Pionierregiment Nr. 35, das den Gaseinsatz in Ypern und weitere Angriffe praktisch vorbereitete, waren neben Haber zahlreiche Naturwissenschaftler vertreten, darunter die Physiker James Franck, Gustav Hertz und der Chemiker Otto Hahn (vgl. Hahn 1955). Die Expertise der Chemiker, Physiker, Meteorologen und Ingenieure zur Ermittlung günstiger Wetterbedingungen und beim Umgang mit den gefährlichen chemischen Waffen wurde von Seiten des Militärs dringend benötigt, weil die Offiziere des Heeres über keine entsprechende Ausbildung verfügten. In allen kriegführenden Staaten erzeugte der Einsatz chemischer Waffen akuten Handlungsdruck, weil sie den Gasschutz ihrer Truppen und die industriellen Produktionskapazitäten auf neue Kampfstoffarten einstellen mussten. Der hierdurch angetriebene Rüstungswettlauf konfigurierte im Verlauf des Ersten Weltkriegs die Beziehungen zwischen Wissenschaft, Militär und chemischer Industrie neu. Die chemische Kriegführung gehörte dabei neben der Munitionsproduktion, der Entwicklung der Flugzeuge als neuem Waffensystem und der U-Bootwaffe zu den wichtigsten Triebkräften.

Erst der Rüstungswettlauf, den der Giftgaskrieg auslöste, zwang die militärische Führung des Kaiserreichs dazu, die neue Qualität wissenschaftlicher Erkenntnisse als entscheidenden Faktor für den Kriegsverlauf anzuerkennen. 1918 bilanzierte Fritz Haber die neuartige Beziehung zwischen Wissenschaft und Militär retrospektiv in einem Vortrag vor der Hauptversammlung der Deutschen Bunsengesellschaft:

Dieses Verhältnis war vor dem Kriege ein unvollkommenes. Der General wohnte gewissermaßen in der Beletage und grüßte zwar den Gelehrten, der in demselben Haus wohnte, aber ein innerer Zusam-

menhang bestand nicht. Zur Vermittlung bediente er sich des im gleichen Hause wohnenden Industriellen. (F. Haber 1918, 197)

Haber vertrat auch nach Kriegsende noch die Auffassung, Deutschland habe den Gaskrieg nicht begonnen und dieser stelle keine Verletzung des Völkerrechtes dar – und er leugnete die Inhumanität chemischer Massenvernichtungsmittel – trotz der grausamen Leiden der Giftgasopfer (Szöllösi-Janze 1998, 450).

Doch es gab auch andere Stimmen unter Naturwissenschaftlern, die bereits während des Ersten Weltkriegs dazu aufriefen, die Wissenschaft nicht in den Dienst des Krieges zu stellen und keinen Beitrag zur Entwicklung von chemischen Massenvernichtungsmitteln zu leisten. So engagierte sich der in der neutralen Schweiz in Basel lehrende Chemiker und spätere Nobelpreisträger Hermann Staudinger seit 1917 gegen die chemische Kriegführung. In einem von ihm initiierten Aufruf gegen den Einsatz von chemischen Kampfstoffen wurde angeprangert, dass

die Fortschritte der Wissenschaft, der Ballistik und der Chemie nur dazu geführt haben, die Leiden zu vergrößern und vor allem auf die gesamte Bevölkerung auszudehnen, so daß der Krieg nur noch ein Werk der allgemeinen und unerbittlichen Zerstörung ist. [...] Wir erheben heute unsere Stimme gegen die barbarische Neuerung, die die Wissenschaft zu vervollkommen sich anschickt. Das bedeutet, sie noch mörderischer und von noch durchtriebener Grausamkeit macht. Es handelt sich um die Verwendung erstickender und giftiger Gase. (Appel 1918, 185; zit. n. Wollschläger 1990, 77)

Ebenfalls in der Schweiz engagierte sich die Pazifistin und Chemikerin Gertud Woker, die von 1911 bis 1951 das Laboratorium für physikalisch-chemische Biologie an der Universität Bern leitete, für eine Ächtung chemischer Waffen und für deren weltweite Abrüstung. Sie war 1915 maßgeblich an der Gründung der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit beteiligt, die zur Abrüstung und Völkerverständigung aufrief und den Einsatz chemischer Waffen scharf verurteilte. In ihren Büchern *Der kommende Giftgaskrieg* (1927) und *Der kommende Giftgas- und Brandkrieg* (1932) warnte sie eindringlich vor einem „Missbrauch der Wissenschaft“ für den Krieg und den verheerenden Auswirkungen einer künftig möglichen aerochemischen Kriegführung. Das ermutigende Engagement von Staudinger und Woker kann jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass sich die Mehrheit der Naturwissenschaftler im Ersten Weltkrieg nicht gegen den Krieg und für eine Ächtung chemischer Waffen einsetzte.

Literatur

- Appel (1918). Appel contre l'emploi des gaz vénéneux. *Bulletin international des Sociétés de Croix Rouge* XLIX:185–187.
- Bey, Tareg und Frank G. Walter (2003). Senfgas, Stickstofflost, Lewisit und Phosgenoxim. Hautschädigende Militärkampfstoffe und deren Bedeutung für Rettungsdienste. *Notfall & Rettungsmedizin* 6(5):327–336.
- Coleman, Kim (2005). *A History of Chemical Warfare*. Houndmills: Palgrave Macmillian.
- Deimling, Berthold von (1930). *Aus der alten und der neuen Zeit. Lebenserinnerungen*. Berlin: Ullstein.
- Ebbinghaus, Angelika (1993). Rezension zur Gerit von Leitner: Der Fall Clara Immerwahr: Leben für eine humane Wissenschaft. 1999. *Zeitschrift für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts* 4:125–131.
- Fischer, Ernst Peter (1993). *Frau Professor Dr. Fritz. Eine Biografie der Chemikerin Clara Haber verfehlt leider Leben und Werk. die tageszeitung*, 21.6.1993.
- Geyer, Hermann (1922). Der Gaskrieg. In: *Der große Krieg 1914–1918. Vierter Band: Der Seekrieg. Der Krieg um die Kolonien. Die Kampfhandlungen in der Türkei. Der Gaskrieg. Der Luftkrieg*. Hrsg. von Max Schwarte. Leipzig: Barth, 484–528.
- Gradmann, Christoph (1996). 'Vornehmlich beängstigend' – Medizin, Gesundheit und chemische Kriegführung im deutschen Heer 1914–1918. In: *Die Medizin und der Erste Weltkrieg*. Hrsg. von Wolfgang U. Eckart und Christoph Gradmann. Pfaffenweiler: Centaurus Verlagsgesellschaft, 131–154.
- Groehler, Olaf (1989). *Der lautlose Tod. Einsatz und Entwicklung deutscher Giftgase von 1914 bis 1945*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Haager Landkriegsordnung (1907). *Abkommen, betreffend die Gesetze und Gebräuche des Landkrieges vom 18. Oktober 1907*. Reichsgesetzblatt II (1910), Bl. 101–151.
- Haber, Fritz (1915). *Fritz Haber an Drägerwerk Köln, 25.3.1915*. Archiv der Max-Planck-Gesellschaft (AMPG), Abt. Va, Rep. 5, Nr. 512.
- (1918). Das Verhältnis zwischen Heereswesen und exakten Naturwissenschaften. *Chemiker-Zeitung* 42(49):197.
- Haber, Ludwig F. (1986). *The Poisonous Cloud. Chemical Warfare in the First World War*. Oxford: Clarendon Press.
- Hahn, Otto (1955). *Erinnerungen an Fritz Haber, 12.1.1955*. AMPG, Va Abt., Rep.5, Nr. 1453.
- Hanslian, Rudolf (1934). *Der deutsche Gasangriff bei Ypern am 22. April 1915. Eine kriegsgeschichtliche Studie*. Berlin: Verlag Gasschutz und Luftschutz.
- (1937). *Der chemische Krieg*. 3. völlig neubearb. Aufl. Berlin: E.S. Mittler & Sohn.
- Henrici, Paul, Hrsg. (1931). *Das Ehrenbuch der deutschen Pioniere*. Berlin: Verlag Tradition Wilhelm Kolk. *Trotz intensiver Bemühungen konnten die Urheber und Rechteinhaber der Abbildungen aus diesem Buch nicht ermittelt werden*.
- Kriege, Geheimrat Dr. (1927). Die völkerrechtliche Beurteilung des Gaskrieges im Weltkriege. In: *Der Gaskrieg. Der Luftkrieg. Der Unterseebootkrieg. Der Wirtschaftskrieg*. Hrsg. von Johannes Bell, Walther Schücking, Deutschland Parlamentarischer Untersuchungsausschuss für die Schuldfragen des Weltkriegs Unterausschuss und Deutschland Reichstag. Berlin: Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte, 28–42.
- Lefebure, Victor (1921). *The Riddle of the Rhine: Chemical Strategy in Peace and War*. New York: The Chemical Foundation.
- Leitner, Gerit von (1993). *Der Fall Clara Immerwahr: Leben für eine humane Wissenschaft*. München: Beck.
- Lepick, Oliver (1998). *La grande guerre chimique: 1914–1918*. Paris: Presses Universitaires de France.

- Lummitzsch, Otto (1955). *Meine Erinnerungen an Geheimrat Prof. Dr. Haber, Juli/ August 1955*. Bonn, AMPG, Va Abt., Rep. 5, Nr. 534, Bl. 2–14.
- Martinetz, Dieter (1996a). *Der Gaskrieg 1914–1918. Entwicklung, Herstellung und Einsatz chemischer Kampfstoffe*. Bonn: Bernard und Graefe.
- (1996b). Zur Entwicklung und zum Einsatz von Schwefel-Lost (Gelbkreuz) als bedeutendstem Kampfstoff im Ersten Weltkrieg. *Militär-geschichtliche Mitteilungen* 55(2):355–381.
- Mordacq, Henri (1933). *Le Drame de l'Yser. La surprise des gaz (avril 1915)*. Paris: Éd. des Portiques.
- Müller, Rolf-Dieter (2000). Total War as a Result of New Weapons? The Use of Chemical Agents in World War I. In: *Great War, Total War. Combat and Mobilization on the Western Front, 1914–1918*. Hrsg. von Roger Chickering und Stig Förster. Cambridge: Cambridge University Press, 95–111.
- Nicholson, Gerald W. L. (1962). *Canadian Expeditionary Force, 1914–1919*. Official History of the Canadian Army in the First World War. Ottawa: Duhamel, XIV, 621 S.
- Robinson, Julian Perry (1971). *The Rise of Chemical and Biological Warfare. A Study of the Historical, Technical, Military, Legal and Political Aspects of CBW, and Possible Disarmament Measures*. 1. The Problem of Chemical and Biological Warfare. A study of the historical, technical, military, legal and political aspects of CBW, and possible disarmament measures. Stockholm: Almqvist & Wiksel.
- Schmaltz, Florian (2014). Chemie als Waffe: Fritz Haber und Richard Willstätter im Ersten Weltkrieg. In: *Krieg! Juden zwischen den Fronten, 1914–1918*. Hrsg. von Julia Köhne und Ulrike Heikaus. München: Hentrich & Hentrich, 185–215.
- Stoltzenberg, Dietrich (1994). *Fritz Haber. Chemiker, Nobelpreisträger, Deutscher, Jude*. Weinheim: VCH Wiley.
- Szöllösi-Janze, Margit (1998). *Fritz Haber 1868–1934. Eine Biographie*. München: Verlag C.H. Beck.
- Trumpener, Ulrich (1975). The Road to Ypres: The Beginning of Gas Warfare in World War I. *Journal of Modern History* 47(3):460–480.
- Woker, Gertrud (1927). *Der kommende Giftgaskrieg*. Leipzig: Ernst Oldenbourg.
- (1932). *Der kommende Gift- und Brandkrieg und seine Auswirkungen gegenüber der Zivilbevölkerung*. Leipzig: Ernst Oldenbourg.
- Wollschläger, Peter (1990). *Kampfstoffforschung und ärztliches Gewissen. Der Beitrag der Medizin zur chemischen Kriegführung 1914–1933*. Thesis.

Z Zusammenarbeit

Mitchell G. Ash

Das Thema „Kooperation und Konkurrenz“ ist nicht nur in der Wissenschaftsgeschichte ein Dauerbrenner (vgl. Nickelsen 2014). Und nicht erst seit der deutschen „Exzellenzinitiative“ ist das Spannungsverhältnis zwischen Zusammenarbeit und Konkurrenz in der Wissenschaft wie auch in der Wissenschaftspolitik als Herausforderung erkannt worden. Das Spannungsverhältnis auf institutioneller Ebene setzt sich allseits wahrnehmbar im Missverhältnis der Wissenschaftler_innen selbst fort, zwischen Wahrung des Anscheins von Kollegialität einerseits und dem Dauerkampf der einzelnen Forscher_innen und Forschungsgruppen um Reputation und Fördermittel andererseits. Infolge zunehmender Forderungen nach scheinbarer Effizienz – im Managerjargon: „Optimierung des Mitteleinsatzes“ – steigen die Anreize zur Kooperation stetig an, was einen Zwang zur Interdisziplinarität sowie zur Bildung von Forschungsverbänden – von einigen Wissenschaftsmanagern spöttisch „Beutegemeinschaften“ genannt – wahrnehmen lässt (vgl. BBAW 2012).

In der folgenden Glosse soll von einer vielfältigen Zusammenarbeit auf mehreren Ebenen unterhalb der großen Forschungsverbände die Rede sein, die zwar nicht ganz reibungslos, aber schlussendlich doch mit erfreulichen Ergebnissen von statten gegangen ist. Gemeint ist eigentlich zweierlei: (1) die kollegiale Zusammenarbeit im Bereich der Wissenschaftsgeschichte und Wissenschaftsphilosophie an der Universität Wien, die zwar bereits vor der Ankunft Carola Sachses in Wien begann, von ihr aber wesentliche Impulse und Ergänzungen erhalten hat; (2) die Zusammenarbeit in der Lehre zwischen Carola Sachse und dem Autor dieser Zeilen, die zwar hauptsächlich im Bereich der Wissenschaftsgeschichte, aber darüber hinaus auf anderen Themen der allgemeinen Zeit- und Kulturgeschichte angesiedelt ist, sowie die weitere Zusammenarbeit von uns beiden mit anderen Kolleg_innen aus der Wissenschaftsphilosophie. In den folgenden beiden Abschnitten des Beitrags geht es vor allem darum, diese Zusammenarbeit zu dokumentieren. Am Schluss werden einige Faktoren besprochen, die für den langjährigen Erfolg dieser Kooperation verantwortlich zu machen sein mögen.

Wissenschaftsgeschichte und Wissenschaftsphilosophie an der Universität Wien

Eine Besonderheit der Wissenschaftsgeschichte an der Alma Mater Rudolphina ist es, dass diese sowohl im Rahmen der Geschichtswissenschaft, vor allem am Institut für Geschichte und am Institut für Zeitgeschichte und teilweise auch am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte, als auch im Rahmen der Philosophie, neuerdings als *Integrated History and Philosophy of Science* angesiedelt ist. Begonnen hat das mit der Gründung des (damals noch außeruniversitären) Instituts Wiener Kreis durch Friedrich Stadler 1991, sowie mit der Gründung der Arbeitsgruppe Wissenschaftsgeschichte am Institut für Geschichte 1992. Eine neue Akzentuierung erhielt das Themenfeld in Wien durch meinen Dienstantritt 1997. Neben der Übernahme der Leitung der eben genannten Arbeitsgruppe am Institut für Geschichte durfte ich das von Friedrich Stadler 1995 gegründete Diplomanden_innen- und Doktorand_innenseminar „Historische Wissenschaftsforschung“ fortan mit ihm gemeinsam leiten. Bereits zu diesem Zeitpunkt erstreckte sich die universitäts- und wissenschaftshistorische Arbeit an der Universität Wien vom Mittelalter bis in die neueste Zeit hinein; das dürfte im deutschsprachigen Raum damals wie heute noch einmalig sein.

Wieder neue Akzente setzte dann die Berufung Carola Sachses 2004 auf eine neue Professur für Kultur- und Geschlechtergeschichte am Institut für Zeitgeschichte. Über ihre Expertise auf diesen beiden Gebieten hinaus brachte Carola Sachse zudem ihre Erfahrungen aus der wissenschaftlichen Leitung der Präsidentenkommission zur „Geschichte der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Nationalsozialismus“ mit nach Wien. Wir beide kannten uns bereits seit den 1990er Jahren aus Berlin. Somit ergab sich mit Fritz Stadler ein Dreiergespann, das sehr bald eine intensive Zusammenarbeit zu entfalten begann.

Mit dem UG 2002 und der neuen Satzung der Universität Wien, die auf dessen Grundlage erarbeitet wurde und 2004 in Kraft trat, wurden die institutionellen Rahmenbedingungen für eine nochmalige Verstärkung und Erweiterung dieser Zusammenarbeit geschaffen. Auf Initiative des damaligen Rektors Georg Winkler wurden mehrere Formate als Förderungsrahmen für fachübergreifende Kooperationen entwickelt, darunter die überfakultäre Forschungsplattformen und die Fakultätsschwerpunkte an den Fakultäten. Im letzteren Format wurde der Fakultätsschwerpunkt „Wissenschaftsgeschichte, Wissenskulturen, Wissensgesellschaften“ an der Historisch-Kulturwissenschaftlichen Fakultät 2008 eingerichtet.

Eine Initiative, die in der Folge der Neuorganisation der Universität Wien möglich wurde, war die Bildung von so genannten Initiativkollegs (im Folgenden: IKs) im Rahmen der strukturierten Doktoratsausbildung. Diese im deutschsprachigen Raum einmalige Initiative sah die Förderung von thematisch vernetzten

Dissertationsprojekten durch die Anstellung der Doktorand_innen vor und wurde zur Gänze aus Mitteln der Universität finanziert. Die Auswahl der zu fördernden Kollegs wurde durch das Scientific Advisory Board der Universität vorgenommen, die internationale Begutachtung der Anträge wurde vom österreichischen Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung (FWF) organisiert. Wieder war das Dreiergespann dabei: Carola Sachse, Friedrich Stadler und ich bildeten gemeinsam mit Wolfgang L. Reiter, einem Honorarprofessor unserer Fakultät, den „historischen“ Teil eines der ersten dieser Kollegs mit dem Titel „Naturwissenschaften im historischen Kontext“. Von Anfang an war die multidisziplinäre Ausrichtung des Kollegs durch die gleichrangige Beteiligung von Philosoph_innen, Naturwissenschaftler_innen sowie eines Mathematikers. Alleinstellungsmerkmal des Kollegs wie auch der Folgeeinrichtungen war die interdisziplinäre Doppelbetreuung möglichst aller Dissertationen. Die erste Gruppe von Doktorand_innen begann ihre Arbeit im Wintersemester 2006, die Förderung dauerte bis 2010.

Zusammenarbeit in der Lehre – Team-Teaching von 2005 bis heute

Zum Konzept des Initiativkollegs und des aus ihm hervorgegangenen Doktoratskollegs „Naturwissenschaften im historischen, philosophischen und kulturellen Kontext“ (dk-sciences-contexts/univie.ac.at/) gehört eine intensive Zusammenarbeit der Faculty, die sich durch die gemeinsame Lehrtätigkeit im Kolloquium, Workshops und anderes mehr manifestiert. Carola Sachse hat mehrfach die Leitung des Kolloquiums mit anderen Faculty-Mitgliedern übernommen. Hinzu kommt die gemeinsame Lehre in den Seminaren des IK- und DK-Curriculums. Ein Beispiel davon ist das Seminar „Interpretation historischer naturwissenschaftlicher Quellentexte“, in dessen Rahmen die Kollegiat_innen und andere Beteiligte Quellenstücke aus ihren jeweiligen Dissertationsprojekten vorstellen und zur Diskussion stellen; Carola Sachse und der Lebenswissenschaftler Gerd Müller haben diese Lehrveranstaltung konzipiert und mittlerweile dreimal angeboten. Am Beginn des Curriculums stand jedoch seit dem Wintersemester 2006–2007 das von Carola Sache und mir gemeinsam geleitete Seminar „Ansätze der modernen (später: neueren und neuesten) Wissenschaftsgeschichtsschreibung“, das wie das „Quellenseminar“ dreimal angeboten worden ist; die letzten beiden Male (im Wintersemester 2010/2011 sowie 2014/2015) stand das Seminar auch im Lehrangebot des seit 2010 etablierten MA-Studiengangs *History and Philosophy of Science* (vgl. <https://hps.univie.ac.at/home>). Gegenstand dieses Methodenseminars sind mehrere Zugänge zur Wissenschaftsgeschichte, darunter der soziologische Ansatz Pierre Bourdieus, Betrachtungen der Beziehungsgeschichte von Wissenschaft und Politik, diskursgeschichtliche und bildtheoretische Analysen,

sowie nicht zuletzt die historische Epistemologie im Sinne Hans-Jörg Rheinbergers, der Ansatz Ludwik Flecks und Bruno Latours *actor-network theory*. Ziel war es, den Beteiligten, darunter den Fellows des IK oder des DK, theoretische und methodische Werkzeuge in die Hand zu geben, aus denen sie eine für die eigenen Projekte geeignete Auswahl treffen können.

Unsere gemeinsame Lehrtätigkeit war aber nicht auf diese Ebene begrenzt. Am Beginn des MA-Studiengangs *History and Philosophy of Science* steht dessen Einführungskolloquium, das von Elisabeth Nemeth, Friedrich Stadler, Carola Sachse und mir gemeinsam entwickelt und in Abwechslung unter einander jedes Jahr im Herbst geleitet wurde. Hier ging es vor allem um Grundsatzfragen wie die Frage danach, was Wissenschaftsgeschichte oder Wissenschaftsphilosophie und was das Verhältnis der beiden zueinander sein mögen. Ergänzt und vertieft wurde die Besprechung dieser Fragen durch die Behandlung konkreter Themen wie etwa die Historisierung wissenschaftlicher „Objektivität“, Wissenschaft und Politik, Wissenschaft und Verantwortung oder Wissenschaft und Geschlecht, und zwar von historischen wie philosophischen Perspektiven zugleich.

Vielleicht am Intensivsten war unser beider Zusammenarbeit in Verbindung mit drei Ring-Vorlesungen mit den Titeln: „Wissen, Macht, Wissenskraft – Einführung in die historische Wissenschaftsforschung“; „Geschichte des Atomzeitalters“; und „Menschen und andere Tiere“, die im Rahmen des MA-Studiengangs Geschichte angeboten wurden. Die zuerst genannte Ring-Vorlesung wurde von uns mit mehreren weiteren Beteiligten aus der Universität Wien und auswärtigen Gastvortragenden als Einführung in das Themenfeld im Sommersemester 2007 angeboten.

Die Ring-Vorlesung „Geschichte des Atomzeitalters“ haben wir im Wintersemester 2005–2006 angeboten. Versucht wurde eine Verbindung von wissenschafts-, politik- und kulturgeschichtlichen Aspekten des Themas, die wir gemeinsam mit mehreren Gastvortragenden von innerhalb und außerhalb der Universität behandelten. Um diese Ring-Vorlesung herum gruppierten wir weitere Lehrveranstaltungen – Guided Reading-Kurse oder Seminare –, die wir meist getrennt anboten, um eine vertiefte Beschäftigung mit dem Thema zu ermöglichen, sowie auch ein gemeinsames Seminar zum Thema. Vor allem wegen des hohen Arbeitspensums, das nicht nur den Studierenden auferlegt wurde, erwies sich dieses Seminar als eine große Herausforderung. Diese Zusammenarbeit hat einen publizistischen Niederschlag gefunden, zum Beispiel in einem von Carola Sachse und Silke Fengler herausgegebenen Band zur Geschichte der Kernforschung in Österreich (2012), der wiederum der erste Band der von uns beiden gemeinsam herausgegebenen Reihe „Wissenschaft, Politik und Kultur in der modernen Geschichte“ war (www.boelau-verlag.com/Wissenschaft_Macht_und_Kultur_in_der_modernen_Geschichte.htm).

Den ausdrucksstarken Titel der Ring-Vorlesung „Menschen und andere Tiere. Beziehungsgeschichten vom Altertum (später: von der Prähistorie) bis heute“ hat Carola Sachse erfunden. Unsere Beschäftigung mit diesem Themenfeld begann auf getrennten Wegen. In meinem Falle fing alles schon mit der Übernahme der Leitung einer Arbeitsgruppe zur Geschichte des Tiergartens Schönbrunn im Rahmen seiner 250-Jahrfeier 2002 an, aus der mehrere Drittmittelprojekte, Lehrveranstaltungen und Publikationen hervorgingen (Ash 2008; Ash und Dittrich 2002). Carola Sachse betrat das Themenfeld mit einem Aufsatz über Geschlechterstereotypen in der Tierschutzbewegung des deutschen Kaiserreichs (Sachse 2006). Die Ring-Vorlesung boten Carola Sachse und ich dann insgesamt zweimal an, und zwar im Wintersemester 2009–2010 und im Sommersemester 2013. In beiden Fällen war das Format dieser Ringvorlesung das gleiche, wie bei der Ring-Vorlesung zum „Atomzeitalter“, eine Verbindung mehrerer Einzelvorlesungen von uns mit Gastvorlesungen von innerhalb und außerhalb der Universität Wien. Thematisch handelte es sich um einen Ritt durch die Gezeiten, vom Altertum bzw. der Prähistorie bis zur Gegenwart.

Auch hier hat unsere Zusammenarbeit einen publizistischen Niederschlag gefunden, und zwar durch unsere getrennte Beteiligung an einem Band mit dem Titel „Tiere und Geschichte. Konturen einer *Animate History*“ (Krüger, Steinbrecher und Wischermann 2014). Der Band ist als Einführung ins Themenfeld gedacht, doch hat dessen Ansatz auch Innovationspotential; so wird in allen Kapiteln danach gefragt, wie bestimmte Grundkategorien der Geschichtswissenschaft, wie beispielsweise „Raum“, „Rasse“ oder „Gesellschaft“ aussehen, wenn man sie mit den Tieren statt ohne sie behandelt. Mit dieser Frage haben Carola Sachse und ich uns anhand der Kategorie „Geschlecht“ beziehungsweise „Wissenschaft“ auseinandergesetzt.

Faktoren der Zusammenarbeit

Ich denke, ich habe genug gesagt, um die thematische Bandbreite der Zusammenarbeit auf den unterschiedlichen Ebenen, um die es hier geht, kenntlich werden zu lassen. Worauf ist diese gewiss ungewöhnliche Zusammenarbeit unter Kolleg_innen mit unterschiedlichen Forschungsinteressen zurückzuführen? Bestimmte Faktoren jenseits der persönlichen Konstellation scheinen mir zumindest erwähnenswert zu sein. Ich teile sie in zwei Dimensionen ein: strukturelle Faktoren einerseits, und Verhaltensweisen und Einstellungen andererseits.

Vorrangig unter den strukturellen Faktoren bzw. institutionellen Rahmenbedingungen, die unsere Zusammenarbeit begünstigt haben, ist die schon erwähnte Tatsache, dass die Wissenschaftsgeschichte an der Universität Wien im Rahmen der Geschichtswissenschaft angesiedelt ist. Dies ist wie gesagt bereits seit

den 1980er Jahren der Fall, doch durch die Berufung von mir und dann von Carola Sachse und die kurz darauf folgende Berufung Friedrich Stadlers auf eine inter fakultäre Professur für *History and Philosophy of Science* hat diese bereits bestehende Struktur eine völlig neue Dimension gewonnen. Die Berufung von Carola Sachse brachte hier ein ungeahntes Plus, welche die geschichtswissenschaftliche Seite dieser Dynamik verstärkte.



Das Wiener Doktoratskolleg „Naturwissenschaft im historischen, philosophischen und kulturellen Kontext“ beim Verlängerungshearing am Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung (FWF) in Wien, 7. Oktober 2013. Von links nach rechts hinten: Thomas Mayer, Martin Wieser, Florian Huber, Jakob Yngvasson, Karl Sigmund, Jérôme Ségal, Friedrich Stadler, Georg Kopsky, Gerd Müller, Björn Henning, Irene Lichtscheidl, Doris Krajnc Cerny; vorne: Anna Lindemann, Carola Sachse, Mitchell Ash, Elisabeth Nemeth, Birgit Nemeč, Verena Halsmayer, Georg Kopsky, Daniel Kuby, Karolina Sigmund, Wolfgang Reiter.
(© Privatfoto: Georg Kopsky)

Ein zweiter struktureller Faktor stellt die oben genannte, nach dem UG 2002 beschlossene und 2004 in Kraft getretene neue Satzung der Universität Wien dar. Diese begünstigte inter- und transdisziplinäre Zusammenarbeit innerhalb der Fakultäten und auch über diese hinaus auf mehreren Wegen. Seit 2006, also mittlerweile seit zehn Jahren, bieten das oben beschriebene Initiativ- sowie auch das Doktoratskolleg eine Chance für multidisziplinäre Zusammenarbeit, die bis dahin eher nur punktuell bestanden und dazu geführt hat, dass die Universität Wien nun auf die Landkarte der Spitzenforschungseinrichtungen auf dem Gebiet der

History and Philosophy of Science wahrgenommen wird. An allen dieser Initiativen war Carola Sachse maßgeblich beteiligt. Leider ist nicht alles rosig in dieser Hinsicht, denn die neue Einteilung der Fakultäten seit 2004 hat auch zu einer zunehmenden Verfestigung derselben nach Innen im Bereich der Lehre und auch hinsichtlich der Zulassung zum Doktoratstudium geführt, welche die erwähnten und an sich geförderten Zusammenarbeit nicht unbedingt erleichtert hat.

Last, not least sei auf einen weiteren, diesmal sozialstrukturellen Faktor hingewiesen, nämlich die gemeinsame Generationenzugehörigkeit von vier der Beteiligten, das sind Nemeth, Sachse, Stadler und (mit drei Jahren Abstand) auch ich. Die damit gegebenen, gemeinsamen Erfahrungshorizonte sind kaum zu leugnen, auch wenn wir aus drei verschiedenen Ländern – Österreich, Deutschland und den USA – kommen. Die gemeinsame Textlektüre für die Lehre nach unserer Zusammenführung in Wien hat diese Horizonte zugleich erweitert und vertieft. Leider hat gerade dieser an sich sehr positive Aspekt unserer Erfolgsgeschichte eine Schattenseite, denn wir gehen doch alle gleichzeitig mit dem 1. Oktober 2016 in den Ruhestand; gerade das gefährdet den Bestand der neu geschaffenen Strukturen. Es wird sich weisen, ob und wie die Nachbesetzung der von uns bislang inne gehaltenen Professuren gelingt und welche neue Forschungsschwerpunkte und Prioritäten sich dadurch ergeben.

Eine der Verhaltensweisen, die einen nicht unwesentlichen Anteil an dieser Story haben mag, hat vielleicht mit der gemeinsamen Generationszugehörigkeit zu tun. Kurz gefasst heißt das: reden, reden, reden und auch reden lassen! Die langen Diskussionen im Rahmen der Gremienarbeit in den vielen unterschiedlichen Sitzungen erforderten Ausdauer. Und das nahezu ausschließliche Verschicken der E-Mailkorrespondenz mit cc an alle verlangt Ehrlichkeit im Formulieren der jeweils eigenen Auffassungen sowie der Fähigkeit und der Bereitschaft, auf die Auffassungen der anderen einzugehen, auf dass im Gedankenaustausch die jeweils eigene Ansichten klarer und Konsens unter uns erreichbar werden konnten. Gegenseitiger Respekt und Offenheit für die Ansichten und inhaltlichen wie stilistischen Herangehensweisen, wie auch der Redestile, Anderer, waren und sind für unsere Zusammenarbeit, wie sicherlich auch für Zusammenarbeit in der Wissenschaft überhaupt, unverzichtbar. So banal dies klingen mag, so schwierig zu verstetigen scheinen gerade solche Verhaltensweisen und Einstellungen vor allem in den Geisteswissenschaften zu sein. Zusammenarbeit *und* Konkurrenz scheinen hier im Sinne des Eigensinns und dessen Toleranz, also des gemeinsamen Aushaltens der anderen, offenbar tatsächlich nicht getrennt voneinander zu haben. Allerdings sei angemerkt, dass diese Ebene der Zusammenarbeit, so intensiv sie immer war, nicht terminlich fixiert wurde, sondern ergab sich meist aus der Notwendigkeit, gewisse Aufgaben in einem bestimmten Terminrahmen erledigen zu müssen.

Was unser beider Zusammenarbeit betrifft, sei zum Abschluss noch in aller Offenherzigkeit hinzugefügt: Carola Sachse hat einen eigenen Umgang mit Zeit, der die gemeinsame Lehrtätigkeit nicht immer erleichtert hat. Sie kann aber auch hart im Nehmen sein, und das war gerade in der Arbeit mit so jemand wie mir, der starke Meinungen hat und sie auch kundtut, wohl wichtig und nötig gewesen. Hart im Nehmen sein heißt jedoch und hat auch unter uns auch niemals geheißen, weichen Sinnes und leicht im Nachgeben zu sein! Mich selbst im Drang zur Meinungsäußerung zurück zu halten und erst später wenn überhaupt in die Diskussion einzusteigen, wollte mühsam gelernt sein. Gerade die Reibereien, zu denen es gelegentlich schon mal gekommen ist und die beim Team Teaching wohl unvermeidlich sind, haben unsere gemeinsame Arbeit letztendlich aber immer wieder vorangebracht. Für die Bereitschaft, das alles durchzustehen und für den intellektuellen und sonstigen Spaß, der daraus geworden ist, danke ich Dir, liebe Carola, vom ganzen Herzen.

Literatur

- Ash, Mitchell G. (2008). *Mensch, Tier und Zoo. Der Tiergarten Schönbrunn im internationalen Vergleich vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*. Wien: Böhlau Verlag.
- Ash, Mitchell G. und Lothar Dittrich, Hrsg. (2002). *Kaiserliche Menagerie. Zoo der Wiener. 250 Jahre Tiergarten Schönbrunn*. Wien: Pichler-Verlag.
- BBAW (2012). *Forschungsverbände in der Wissenschaft. Chance oder Zwang? Streitgespräch in der wissenschaftlichen Sitzung der Versammlung der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften am 2. Dezember 2011*. Hrsg. von Der Präsident der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. *Debatte*, Heft 11. Berlin: Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften.
- Fengler, Silke und Carola Sachse, Hrsg. (2012). *Kernforschung in Österreich. Wandlungen eines interdisziplinären Forschungsfeldes, 1900–1978*. Wissenschaft, Macht und Kultur in der modernen Geschichte 1. Wien: Böhlau Verlag.
- Krüger, Gesine, Aline Steinbrecher und Clemens Wischermann, Hrsg. (2014). *Tiere und Geschichte. Konturen einer „Animate History“*. Stuttgart: Franz Steiner Verlag.
- Nickelsen, Kärin (2014). Kooperation und Konkurrenz in den Naturwissenschaften. In: *Konkurrenz in der Geschichte. Praktiken – Werte – Institutionalisierungen*. Hrsg. von Ralph Jessen. Frankfurt am Main: Campus, 333–379.
- Sachse, Carola (2006). Von Männern, Frauen und Hunden. Der Streit um die Vivisektion im Deutschland des 19. Jahrhunderts. *Feministische Studien* 1:9–28.

Publikationen Carola Sachse **Z** Publikationen Carola Sachse